Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 12 (1926)
Heft: 52

Anhang: Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Lehrerin

Beilage

zur „Schweizer-Schule"

1926

XII. Jahrgang

Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis

Skizzen

Zum Jahreswechsel. Von Marie Keiser. S. 1.
Meine einstigen Lehrerinnen. Von Elisabeth Müller. S. 2, 8, 26.
Im Dienste der Missionen. Von L. M. S. 4.
Frl. Anna Allen, Lehrerin. Von E. S. 5, 19, 23.
Aus der Liturgie der Fastenzeit. S. 7, 13.
Kinderskizzen. Von Ida Minder. S. 9, 17, 36.
Deine ewige Lampe. Von J. Rast. S. 12.
Tage liturgischer Geistes-Erneuerung. Von M. F. S. 21.
Blumen. Von J. Minder. S. 24.
Ich habe ja nur Spaß gemacht. Von H. R. S. 25.
Jugendschutz. Von W. S. 28.
Herz-Jesu-Grüße. Von Lucia. S. 30.
Die hl. Theresia. Von J. Minder. S. 30.
Die Lehrerin und der Sonntag. Von Marie Keiser. S. 33.
Mysterium fidei. S. 34, 40.
Die Legende vom goldenen Samenkörnlein. S. 37.
Maria zum Schnee. Von J. Minder. S. 40.
Echt oder Unecht? S. 42, 45, 47, 50, 60.
Zehn Kronen. Von H. R. S. 48, 52.
Meine Schule. Von H. Sauerborn. S. 50.
Weihnachten und Schule. Von M. Schlumpf. S. 53.
Reisetage. Von J. Minder. S. 58.
Ich suche Kinder. Weihnachtslegende von J. Minder. S. 61.
Bücherplauderei. S. 62.

Gedichte

Das neue Jahr. Von Ida Minder. S. 1.
Pädagogische Sprüche. Von Peregrin. S. 2.
Kam ein fremdes Vögelein. Von C. S. 17.
Maienkönigin. Von J. Minder. S. 21.
Meine Kommunionkerze. Von Lucia. S. 26.
Maria vom Berge. Von Ida Minder. S. 37.
Klänge vom Rhein. Von J. L. S. 52.
Am Grabe der Lehrerin. Von Elisabeth Müller. S. 53.

Verschiedenes

Sektionsberichte. S. 12, 16, 44, 60.
Hilfskasse und Haftpflichtversicherung. S. 16.
Briefkasten. S. 16.
Kleine Beiträge: S. 12, 20, 28, 35, 44, 47, 60, 64.
Einladung zu den Exerzitien: S. 29.
Totenglöcklein: S. 16, 36.
Bericht über die Delegiertenversammlung. S. 58.

12. Jahrgang Nr. 1 21. Januar 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Das neue Jahr — Zum Jahreswechsel — Pädagogische Sprüche — Meine einstigen Lehrerinnen — Im Dienste der Missionen. — Beilage: Inhaltsverzeichnis.

Das neue Jahr

Wie, wenn sich der Schleier würd lüften,
Der gütig das Jahr uns verhüllt?.
Ich glaube, wir starrten vor Klüften,
Von Dunkel und Wirrnis erfüllt.

Doch, Vater, du deckest uns milde
Die Tiefen mit ewigem Licht,
Dann werden sie Frühlingsgefilde
Voll Blüten — und schrecken uns nicht.

Ida Minder.

Zum Jahreswechsel

Meine lieben Kolleginnen!

Wenn ich heute an der Krippe des göttlichen Kindes knie, empfehle ich ihm recht angelegentlich unsern lieben Verein, damit er wachse und erstarke nach außen und innen; aber ich gedenke auch jeder einzelnen mit ihren Wünschen und Plänen, mit ihren Hoffnungn und Enttäuschungen, all ihren Mühen und Sorgen und Leid und Schmerz. Alles, alles sei hineingelegt in das Herz des göttlichen Kindes, wir selbst und unsere Schülerschar!

Lasset uns mutig das neue Jahr beginnen! Wir stehen in Gottes Hand. Seien wir seine treuen Dienerinnen, und Er wird für uns sorgen. Dieses gläubige Vertrauen auf Gottes Vatergüte schließt aber nicht aus ein vernünftiges Sorgen für unsere Zukunft. In redlicher Arbeit verdienen wir unser Brot; wir teilen es mit Armen und Dürftigen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß Tage kommen, „die uns nicht gefallen“. „In Sommertagen rüste den Schlitten und deinen Wagen in des Winters Mitten.“ So wollen wir in weiser Sparsamkeit eine kleine bescheidene Summe auf die Seite legen, das ist klug und vernünftig, auch in einer Zeit, wie die unsere ist, in der man für das Wort Sparen kein rechtes Verständnis mehr hat, vielmehr ein einfältiges Lächeln für jene, die ihre Mittel sorgfältig einteilen. Ihr lieben jungen Kolleginnen, jetzt, in der Jugend müßt ihr sparen in Kleidung und Vergnügen, nicht das Auge und die Hand schließen für fremde Not, aber euch manches versagen. Je sparsamer ihr seid, desto besser könnt ihr den Armen und Unglücklichen helfen, desto ruhiger könnt ihr in eure Zukunft blicken.

Für uns alle kommen, früher oder später, Tage der Krankheit. „Der kluge Mann baut vor.“ In gesunden Tagen wollen wir unserer Krankenkasse beitreten; kranke Tage sind Leidenstage, doppelt schwer, wenn auch noch finanzielle Sorgen drücken. Wer einmal die Wohltat einer Krankenkasse genossen, muß diese wohltätige Einrichtung allen empfehlen. Liebe junge, gesunde Lehrerin, sorge in den Tagen des Wohlseins für bittere, ernste Zeiten!

Krank sein ist schwer, aber krank sein und alt und hilflos und vielfach verlassen, das ist noch ungleich bitterer und schwerer. Dann braucht's Geld, viel Geld, wenn man auskommen will, und nicht andern zur Last fallen will, und das Entbehren ist dann doppelt hart. Und nun komme ich wieder zu dir, du junges, frisches Blut. Nicht wahr, du denkst nicht gerne an die Tage des Alters, du möchtest ja nicht alt sein! Und du wähnst das Alter noch so weit, weit, in großer Ferne. Täusche dich nicht! Die Tage fliegen dahin mit Windeseile! Sorge jetzt für die Tage des Alters, jetzt, heute schon! Tritt unserer Invaliditäts- und Alterskasse bei, auch wenn du anderwärts versichert bist. Siehe die Verwaltung unserer Kasse am Ende des Blattes!

Es ist ein Kleines, was du jährlich zu leisten hast, aber es ist ein Tröstliches, Großes, was sie dir bietet, wenn du sie auf eine Reihe von Jahren beanspruchen mußt. Bringe das Opfer jetzt für deine Zukunft!

Noch eines! Wenn wir selber nicht krank oder alt werden, dann legen wir so unser Scherflein auf den Altar christlicher Nächstenliebe. Sorgen wir eines für das andere. Möge der Geist der Liebe, des aufrichtigen gegenseitigen Wohlwollens stets in unserm Verein schalten und walten!

Mit diesem herzlichen Verlangen entbiete ich allen lieben Vereinsmitgliedern meine innigsten Segenswünsche zum neuen Jahre.

Aarau, am hl. Weihnachtsfeste 1925.

Marie Keiser.

Pädagogische Sprüche

Zauberspruch:

Was hilft zum allerbesten Resultat,
Ob dem selbst der Inspektor staunt?
Wenn sich der Lehrer stets dem Schüler naht:
Flott präpariert und gut gelaunt!

Der Lausbub.

Ein Lausbub, der intelligent
Sich gegen Spruch und Norm verrennt,
Ist lieber mir in meiner Stube
Als ein beschränkter „Musterbube".

Gehirndressur.

Die gute Schule ist nicht nur
Einseitige Gehirndressur.
Was macht das Leben stets vertrackter?
Vielwisserei — und kein Charakter!

Gewisse Eltern.

Eltern, die den Kindern „glimpfen",
Ueber Schul' und Lehrer schimpfen,
Sind meistenteils, mehr oder minder,
Noch dümmer selbst, als ihre Kinder.

Heilende Strafe.

Eine Strafe, klug ersonnen,
Und in Ruhe ausgeteilt,
Hat manch Schülerherz gewonnen,
Denn sie beißt nicht, — sondern heilt!

Zwei Lehrersorten:

Man kennt den Lehrer von Beruf geschwind
Im Gegensatz zum Unberufenen, Gewollten:
Der erste nimmt die Kinder, wie sie sind;
Der andere jedoch, wie sie werden sollten.

Peregrin.

Meine einstigen Lehrerinnen

Von Elisabeth Müller

Wie könnt' ich Jener vergessen, deren Schülerin zu sein ich das Glück hatte! — Wie oft lasse ich sie an mir vorüberziehen, jede in ihrer Art, und dann ist mir, ich sollte ihnen nochmals und immer wieder aufs Neue danken und ihnen meine Hochachtung und Verehrung aussprechen, wohl auch um Vergebung bitten, wenn ich sie betrübte, ihnen die Arbeit erschwerte. . . Kinder denken nicht so weit; erst muß das Leben mit seinen Aufgaben, Prüfungen und Erfahrungen sie denken lehren. —

Als der kleinsten eines stapfte ich an meines Bruders Seite zum erstenmal dem Mariahilf-Schulhause zu, 1873. Es war einer jener Herbsttage, die zu den schönsten des Jahres gehören: am Morgen hellgrauer Nebel, gegen Mittag Aufheiterung, nachmittags Sonnenschein und blauer Himmel, Kirschbaum und Buchenwald in Gold und Purpur geschmückt, überall Herdenglockengeläute und über all dem der zarte, durchsichtige Schleier dieser Jahreszeit.

Die ersten zwei Sommerkurse hatte ich im freundlichen Schulhause von Ebikon durchlebt, und die dortigen, tüchtigen Lehrer: Meier und Zimmermann, zu verlassen, war meinem Kinderherzlein nicht leicht geworden. Die Eltern wollten aber, daß wir Kinder die einklassigen Stadtschulen besuchen, trotzdem es ihnen oft genug schwer fiel, das vorgeschriebene Schulgeld von 20 Fr. zu bezahlen. (für Schüler außer der Stadtgemeinde).

Beat begleitete mich über die vielen Treppen und durch lange Gänge auf das Direktorat und gab mich dort ab. Es waren noch andere Kinder verschiedener Größe da. Wir mußten unser Zeugnisbüchlein zeigen und auf einige Fragen Antwort geben. Dann wurde ich durch ein größeres Mädchen zu Fräulein Zurgilgen geführt. Sie begrüßte mich mit den Worten: Guetag, du chlis Maiteli! Han i echt no es Plätzli für dich? — Sie schaute umher, schob dann die zwei Kinder in der vordersten Bank etwas näher zusammen und sagte: „Für das Stümpli hend ihr scho no Platz".

Sie blickten mich freundlich an. Das machte mir Mut. Und auch die Lehrerin war so lieb und fröhlich. „Bei der bleib' ich gern," dachte ich, und als mich beim Heimkommen die Mutter fragte: „Wie ist es gegangen?" da rief ich: „Gut, gut! Die Lehrerin ist eine liebe, und sie hat so schönes Haar, und die Kinder haben mir Platz gemacht."

Um 2 Uhr aber hieß es: „Maiteli, du mußt nun weiter hinauf. Ich habe doch keinen rechten Platz für dich." Also ging ich in Begleitung eines Mädchens ein Stockwerk höher zu Fräulein Reinhard. Da mußte ich einige Sätze auf die Schiefertafel schreiben und im Büchlein etwas lesen. Mei-

nes Bleibens war aber auch hier nicht. Fräulein Reinhard schickte mich weiter, und meine Begleiterin erhielt den Auftrag, mich zu Fräulein Achermann zu bringen und ihr zu sagen, ich gehöre in ihre Schule, also in die 3. Kl.

Frl. Josephine Achermann, sie war nun meine erste Lehrerin, zu der ich schon am zweiten Tage hinaufschaute, wie zu einem höhern Wesen. An jenem Tage hatten wir nämlich den Strickunterricht. Die Baumwollknäuel lagen bereit; wir hatten das Garn daheim winden müssen. Die neuen blanken Stricknadeln glänzten wie Silber, und das Anschlagen sollte losgehen. Da spielte sich eine Szene ab, die einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. Wenn daneben noch so viel und immer mehr meinem Gedächtnis entfiel, jenes Vorkommnis ist mir frisch und klar geblieben.

Ein Mädchen trat ungerufen aus der Bank, — Salesli hieß es, — und ging zur Lehrerin ans Pult. Dort fing es zu weinen und zu schluchzen an.

Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete es, immer noch weinend: „Ich habe mein Arbeitskörbchen vergessen und es ist alles darin, was ich brauchen sollte. Fräulein, bitte, bitte, verzeihen Sie mir!" — Neues heftiges Schluchzen! — Was sagte Frl. Achermann?

Ganz ruhig, in gütigem, mütterlichem Tone sprach sie: „Trockne deine Tränen! Etwas vergessen ist kein Unglück, ja gewöhnlich nur ein kleines Ungemach, und es kann auch bei großen Leuten vorkommen. Viel, viel schlimmer wäre es, wenn du gelogen oder genascht oder getrotzt oder sonst etwas Böses, Sündhaftes getan hättest. Das wäre dann schon eher zum Weinen. So, nun fort mit den Tränen und in die Tasche mit dem Sacktuch und wieder ein frohes Gesicht gemacht! Und nun geh dein Körbchen holen."

Das Kind eilte davon, um bald wieder zurückzukehren. Glückstrahlend, das Körblein in der Hand, trat es zu Fräulein hin. „Ich danke Ihnen vielmal, daß Sie mich nicht gestraft haben! Ich will's gewiß nie mehr vergessen!"

Wie schön war das! Das kindliche, demütige Bekennen des Mädchens und sein freundliches Danken, wie die Nachsicht und Güte der Lehrerin, alles ging mir tief zu Herzen.

So ruhig und gütig war Fräulein Achermann immer. Nie wurde sie heftig. Auch wenn sie tadelte oder gar strafte, so tat sie es so, daß wir herausfinden mußten, wie gut sie es meine.

An unsern Freuden und Leiden nahm sie teil, wie wenn sie unsere Mutter wäre. Ihr Unterricht war gründlich und klar, und sie bemühte sich auch ganz besonders um arme und ungeschickte Kinder, um sie möglichst vorwärtszubringen.

Waren wir fleißig und brav, so belohnte sie uns mit dem Erzählen eines schönen Geschichtleins, und am Ende des Schuljahres beschenkte sie jede Schülerin mit einem schönen Bilderbüchlein und einem Bleistift. Wie oft und oft habe ich noch in spätern Jahren dieses Büchlein wieder durchschaut und durchlesen und mich besonders auch darüber gefreut, daß meine liebe Lehrerin ihren Namen vorn in dasselbe geschrieben hatte. Dann habe ich es einmal ausgeliehen und bin leider „drum gekommen."

Große Freude hatten wir Kinder, als unsere liebe Lehrerin im darauffolgenden Jahre in die obere Klasse stieg und wir alle mit ihr steigen durften. So hatten wir das Glück, noch einmal ein Jahr lang ihre Schülerinnen zu sein. Wie ich mich erinnere, und ich glaube, mich nicht zu täuschen, war Frl. Achermann schon von der 1. Kl. an mit diesen Schülerinnen gestiegen; aber ich trat erst in der 3. Kl. dazu.

Fräulein Josephine Achermann war eine edle schlichte, treue Seele. Ihr Herz schlug nicht nur bis Ende des Schuljahres für ihre Zöglinge. Wie nahm sie Anteil auch an derem späterm Wandergang durchs freud- und mühereiche Leben! Wie freute sie sich mit mir, als ich mein Lebensziel, den Lehrberuf trotz vieler Hindernisse doch erreichte!

Ihre Wirkungszeit dauerte 40 Jahre, von 1870—1910. Dann drängten die Zeichen des Alters zum Rücktritt. Wenn aber auch die Körperkräfte zurückgingen, der Geist blieb doch noch manches Jahr wach und rege, und ihr Blick verfolgte lebhaft das Zerfallen und Verschwinden alter Theorien und Gebräuche und das Werden und Emporblühen der Neuerungen in Haus und Schule und in der ganzen menschlichen Gesellschaft. Es war ein Genuß, mit ihr zu sprechen, und viel zu schnell gingen die unvergeßlichen Stunden vorüber, die ich bei ihr in der heimeligen „Dreischwesternstube" oder auf der großen Terrasse des Musegghof, hoch über dem Leben u. Hasten der Stadt zubringen durfte.

„Die Kinder, unsere jetzigen Kinder", so klagte sie einst, „sie sind nicht mehr wie früher. Mit einem Bleistift, mit einem kleinen Büchlein, ja, mit einem Bildchen konnte man die noch kindlichen Herzen erfreuen, und sie waren dafür dankbar. Mit einem Spaziergang nach Emmenbaum oder Seeburg, oder Dreilinden, wobei jedes ein mit Zucker bestreutes Butterbrot bekam, konnte man sie beglücken. Es ist anders geworden. Die junge Welt lächelt über solche Gaben. Sie wird verwöhnt; ihre Begehren werden gestillt, ihre Ansprüche reichlicher als nötig erfüllt. Ueber kindliche, bescheidene Freuden lächelt sie. Es ist eben das ganze Leben und Treiben ein anderes geworden und nicht immer zum Wohl und Glück der Kinder. Sie sehen und hören zu viel; sie dürfen bei so vielem mitmachen und dabei sein, das ihnen nicht frommt und sogar zu einer Zeit, da sie daheim friedlich in des Elternhauses Obhut schlafen sollten."

Die Jahre des Ruhestandes brachten Frl. Achermann immer mehr die Beschwerden des Alters; im letzten Lebensjahre konnte sie nicht mehr ausgehen; aber innige Schwesterliebe und treue Fürsorge suchten ihr das Weh und Leid dieser Prüfungszeit zu versüßen. Im Jahre 1919 ist sie dann nach qualvollen geduldig ertragenen Leiden heimgegangen zum lieben Gott. Ihre Wanderfahrt auf Erden hat 70 Jahre gedauert. 40 davon hat sie den Kindern geschenkt. Was sie da im Jugendgarten gesät hat, — der göttliche Kinderfreund weiß es, — das reifte und reift immer noch zur Frucht heran, und der ewige Lohn bleibt nicht aus.

(Fortsetzung folgt.)

Im Dienste der Missionen

Von L. M.

Liebe Agnes!

Ja, gelt, was brachte Nr. 24 des „Frauenlandes" für eine Anregung? — „Darf der Frauenland-Kelch nur für die inländische Mission in Betracht kommen? Wir haben in der Schweiz auch ein eigenes Missionshaus und Missionsseminar und seit einigen Monaten ein eigenes Missionsgebiet in der Mandschurei, und bald werden diese Schweizermissionäre die erste Kapelle bauen. Wäre es nun nicht erhebend, wenn die Schweizerfrauen dem Schweizer-Missionsgebiet im fernen Osten den ersten Speisekelch stifteten, daß wir, durch Christus Freigewordene, den durch die Bande des Heidentums gefesselten Frauen die Hand reichten?" —

Du hast recht, wir Lehrerinnen müssen da auch mitmachen und handeln, denn wie viele sind unter uns, die eine besondere Vorliebe und Gebefreudigkeit haben für die Heidenmissionen, und da seit einem Jahr schon vier Kelche für die inländische Mission aus solchen Gold- und Silbertröpflein erstehen konnten, dürfen wir gewiß auch einmal etwas für die ausländischen Missionen tun.

Das ist aber lieb von Dir, daß Du schon ein paar Sächeli unter Deinen Kleinodien gefunden und eingesandt hast. Also es muß extra heißen für die China-Mission? Gewiß werde ich unter meinen Schmucksachen auch manches finden, an denen der zukünftige China-Kelch seine Freude haben wird. — Aber weißt, Agnes, Du bist schon ein bißchen boshaft, wenn Du meinst, ich hätte als Lehrerin so wie so fast zu große Vorliebe für Schmuck und ich könnte schon das und jenes entbehren. — Hm, ein bißchen muß ich Dir ja schon recht geben; mehr als ein Ringlein brauch ich doch nicht zu tragen, und das goldene Armband? S'ist ja schon schön! Eitelkeit der Eitelkeiten! — Aber das bringt mir ja doch keine Zinsen für den Himmel; da hast Du auch wieder recht. Und es soll als ein Goldtröpflein für den China-Speisekelch verwendet werden, der einmal das Höchste, das Heiligste in sich bergen wird. Nein, da will und darf ich keinen Augenblick mehr zögern. —

Mutter hat auch noch manches in ihrem alten Schmuckkästchen. Ich weiß schon, eine ganze Geschichte weiß jedes Schmuckstück zu erzählen, und Mutters ganze Jugendliebe hängt an diesen Sächelchen. Aber lieb Vater im Himmel zürnt es ihr sicher nicht, wenn sie sich im Alter von diesen Kleinodien trennt u. sie für so Großes verwendet.

Da muß ich immer an Lippert denken: „Menschen, die für andere da sein wollen, sinnen und forschen geradezu, wie sie diesen andern dienen könnten, was diese etwa brauchen könnten, welches ihr Leid, ihre Freude, ihre Sehnsucht sein möchte, um dann gemäß der augenblicklichen Not oder Fülle zu sagen: Nimm — — —"

Und sollen wir die Sehnsucht der armen Heiden nicht stillen? Haben wir nicht eine seelische Gemeinschaft mit ihnen? Und sind wir Lehrerinnen nicht eine Gemeinschaft? Und wieder sagt Lippert: „Eine Gemeinschaft bilden heißt: alle in ihr sind für einander da, sie wollen nicht für sich etwas, sondern sie wollen nur den andern dienen, schenken, gehören. Sie sind dienende, gehörende, hingegebene Menschen, und die Frage, was habe ich davon? ist längst auf ihren Lippen verstummt." — Siehst, Agnes, ich bin fest überzeugt, daß wir Lehrerinnen zu diesem China-Speisekelch manches Gold- und Silbertröpflein spenden werden. Gelt, wir wollen uns den heiligen drei Königen zugesellen und unsere Gold- und Silbertröpflein bringen; gelt, wir wollen der Kelchschatzmeisterin recht viel Arbeit machen, daß ihr die Post jeden Tag ein paar Tröpflein bringt, daß Goldtröpflein in den Speisekelch fließen bis zum Rande. O, diese selige Freude!

Natürlich werde ich es meinen Kolleginnen mitteilen, daß die Kelchschatzmeisterin oder Frl. Sartory, Redaktorin, beide Felsenstr. 6, St. Gallen, sehr gerne bereit sind, die Päcklein in Empfang zu nehmen.

„Vielleicht wird es diesen Gebenden sein wie einer Sonne, die im kalten Weltenraum einsam und nutzlos sich verzehrt. — Aber siehe da! Eines Tages wird es auch auf die Gebende warm und lieb zurückstrahlen, und die Aehre wird tausendfältige Frucht bringen."

Deine

Cäcilia.

12. Jahrgang Nr. 2 18. Februar 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Frl. Anna Allen, Lehrerin — Aus der Liturgie der Fastenzeit — Meine einstigen Lehrerinnen — Kinderskizzen — Deine ewige Lampe — Schneeflöckleins Antwort — Verschiedenes.

Frl. Anna Allen, Lehrerin

Von E.

Am 27. Dez. abhin ist sie gestorben. Sie ist der Typus einer katholischen Lehrerin; keine Heilige, aber eine pflichtgetreue, nach Fortschritt ringende Seele. — Vom Elternhause nahm sie zwei schöne Eigenschaften mit ins Leben; an einem Muttergottestage, 8. Dezember 1864, geboren, bewahrte sie ihren Lebtag eine große Liebe zur Gottesmutter. Oft sagte sie: eine katholische Lehrerin, die nicht eine große Verehrerin Mariens sei, sei nur etwas Halbes. In dunklen, schweren Stunden ging sie zur Himmelsmutter und fand Licht und Trost. — Ihre Eltern waren nicht reiche, aber sehr arbeitsame Bauersleute. Von ihnen erbte sie eine gewisse Zähigkeit, fern aller Verzärtelung und Verweichlichung. Dieser zähe, feste Wille bot ihr oft in schweren Tagen Stab und Stütze, wo Andere so leicht die Flinte ins Korn werfen und verzagen. Und diesen Charakterzug suchte sie später auch ihren Kindern einzuprägen. — Schade! Wie auf unsern Matten und Fluren während des Weltkrieges die Eichen, diese herrlichen Zierden der Landschaft so vielfach verschwunden sind, so verschwinden die Eichen unter den Menschen immer mehr. Unsere Verstorbene war noch eine Eiche an Charakter und Persönlichkeit. Aber sie ist nicht als solche geboren, sondern durch langes Ringen und Kämpfen ist sie es geworden. Darum wollen wir jetzt diesen Werdegang etwas kennen lernen, und zwar I. ihre Wanderjahre; II. ihre Lehrjahre; III. ihre Altersjahre.

I. Ihre Wanderjahre.

1. Vom Elternhause wanderte sie zuerst ins Lehrerinnenseminar nach S. (Wir können im Leben unserer Kollegin manches deutlicher sagen, wenn wir die Namen nur andeuten.) Das stand unter der tüchtigen Leitung von Ordensschwestern. Anna Allen war nicht außerordentlich begabt, aber sie war fleißig und ausdauernd. Darum brachte sie es weiter, als viele ihrer Kolleginnen, die begabter, aber verzärtelter waren. — Unter den Lehrschwestern gab es damals zwei Richtungen; die älteren und erfahreneren wollten in Stoff und Methode das Alte und Bewährte beibehalten. Sie meinten, die Seele des Kindes sei kein Versuchskaninchen. Und wenn in der Erziehung nur das Beste gut genug sei, dann sei eben das Beste das, das sich in der Praxis bewährt habe. Darum waren sie jenem modernen Haschen nach neuen Methoden abhold, begrüßten aber mit Freuden einen gesunden Fortschritt. Die jüngern Schwestern waren den ältern an Kenntnissen und Ausbildung, oft auch an Selbstgefühl überlegen. Sie wollten überall auf der Höhe sein, darum auch die neuen und neuesten Probleme ausprobieren. So kam es oft zu Meinungsverschiedenheiten, die dem offenen Auge unserer Anna nicht verborgen blieben. — Sie sah Menschliches, wo sie bis dahin in ihrer Naivität nur Heiliges zu treffen glaubte.

2. Hier im Lehrerinnenseminar fand unsere Anna an der Methodiklehrerin, Schw. Am. einen zweiten Schutzengel, der sie Jahre lang durchs Leben begleitete. Wenn schwierige Fragen, nicht nur methodische Schulfragen, sondern noch mehr methodische Lebensfragen an Anna herantraten, dann fand sie an dieser weitblickenden und so liebevoll besorgten Erzieherin Rat und Trost. Und später, als die Praxis unsere Anna gereift und mit Lebenserfahrung bereichert hatte, dann konnte sie auch ihrer klösterlichen Freundin und Führerin manchen Dienst erweisen. Eine edle Freundschaft, die beiden Teilen reichen Gewinn brachte

3. Nach dem Staatsexamen verließ die „frischgebackene“ Lehrerin das Seminar. Aber es traf

fatalerweise gerade die Zeit, in der seit einigen Jahren Ueberfluß an Lehrkräften war. Sie erhielt verlockende Offerten aus Deutschland, Frankreich, wo sie als Hauslehrerin hätte wirken können. Aber sie kannte die großen sittlichen und religiösen Gefahren dieser Privatstellen und verzichtete auf eine solche Anstellung.

Dafür fand sie in einem von Klosterfrauen geleiteten Mädchenpensionate eine Stelle als Hilfslehrerin. Sie wurde da mehr oder weniger das Mädchen für alles. Die Belöhnung war eine recht bescheidene, gar nicht nach den Grundsätzen der Enziklika Rerum novarum und nicht nach dem Axiom: jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Aber sie konnte dabei ihren Lehrerinnenberuf ausüben und sich etwas weiterbilden, fand dabei den allernötigsten Lebensunterhalt und bekam noch mit vielen Töchtern Beziehungen, die ihr später manch angenehme Abwechslung boten.

4. Stetes Tropfen höhlt den Stein. Darum meldete sie sich immer wieder bei der Erziehungsbehörde für eine Lehrstelle an Volksschulen. Der Wunsch ging nach 1½ Jahren in Erfüllung. In der großen Schulgemeinde S. wurde eine Lehrerin krank und mußte längere Zeit aussetzen. Frl. Allen konnte während 7 Monaten die Stellvertretung übernehmen. Da gab es für sie eine kleine Enttäuschung. Im gleichen Schulhause wirkten zwei andere Kolleginnen, tüchtige Lehrkräfte, aber von ganz verschiedenem Charakter. Sie handelten nach dem Grundsatz: „Die Liebe muß gezankt haben." Die Lehrer hatten natürlich daran ihre Schadenfreude und machten gelegentlich ihre spöttischen Bemerkungen darüber. Das tat der guten Anna weh, umso mehr, da es im Grunde genommen nur Kleinigkeiten waren, die diese Kolleginnen trennten. Und sie dachte manchmal an den alten Spruch: „Wenn es einer Ziege zu wohl ist, dann kratzt sie, bis es ihr übel wird."

5. Nach dieser Stellvertretung in S. mußte unsere Kollegin noch zweimal zum Wanderstabe greifen. Freilich keine angenehme Sache; aber dieses Wandern bot ihr fürs spätere Leben große Vorteile. Sie lernte Land und Leute und die verschiedenen Schulverhältnisse kennen. Und wenn später Schwierigkeiten kamen, und sie unzufrieden werden wollte, dann erinnerte sie sich an ihr Wanderleben, wo sie auch nirgends Rosen ohne Dornen angetroffen hatte. Darum sagte sie später oft: „Es ist nicht gut, wenn eine junge Lehrerin gleich eine fixe Stelle bekommt."

II. Ihre Lehrjahre.

Endlich winkte auch für Frl. Allen das Morgenrot einer bessern Zeit. In Ob. wurde eine neue Lehrstelle errichtet. Eine Kollegin aus der Nachbarschaft machte sie darauf aufmerksam, ebnete ihr den Weg. 36½ Jahre konnte sie da wirken. Die Kinder, die sie in den ersten Jahren unterrichtet hatte, wurden älter und Eltern und schickten ihre Kinder wieder zu ihr in die Schule. Ob. wurde und blieb ihre zweite Heimat. — Heben wir nur einige Punkte ihrer Wirksamkeit heraus.

1. Vor allem wirkte sie als katholische, als religiöse Lehrerin. a) Darum hatte sie eine große Hochachtung vor jedem Kinde. Das adelte ihren Beruf und ermutigte sie oft, indem sie an das Wort des Heilandes dachte: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf." Sie wußte: Kinder sind Lieblinge des Heilandes und die Hoffnung der katholischen Kirche. In jedem, auch im ärmsten und auch im schwächsten Kinde wohnt eine unsterbliche Seele. Darum soll dieses Kind einmal als kostbares Heiligenbild aufgestellt werden vor dem Thron des Allerhöchsten. Und neben jedem Kinde steht ein heiliger Schutzengel, ein mächtiger Himmelsfürst. Darum wollte Frl. Allen den Kindern nicht bloß zeigen, wie man das A und B macht, sie wollte die Kinder nicht bloß lehren, wo Zürich und Bern liegen, sondern sie zeigte ihnen auch immer, wo der Himmel ist, und welches der Weg zum Himmel ist. Die Kinder mußten nicht bloß lernen, daß 6×6 = 36 sind, sondern sie prägte ihnen auch die Rechnung ein: „Wie viel nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet." Mit dieser Methode adelte sie ihr Wirken und blieb eine ideale Lehrerin.

b) Und mit dieser Methode erleichterte sie auch ihren Lehrberuf. — Frl. Allen war auch ein Mensch wie wir. Und hie und da wollte ihr das Schulehalten so recht verleiden. Ich habe noch einen Brief von ihr in der Hand, wo sie mir schrieb: „Jetzt halte ich es nicht mehr aus. Die Kinder werden immer dümmer und immer oberflächlicher, und die Eltern helfen einem immer weniger. Es ist Hopfen und Malz verloren. Und die Buben sind dazu noch rechte Bengel. Was soll ich machen?" — Ich schrieb ihr kurz: „Hinter jedem Bengel steht ein Engel"; darum beten Sie zum Schutzengel der Kinder. Zudem: der Heiland, und vielleicht auch Ihr einsichtiger Inspektor verlangt von Ihnen ja nicht den Erfolg, sondern nur redliche Arbeit und guten Willen. Darum sagen Sie jedes Mal, wenn Sie in die Schulstube treten: „Alles im Namen Jesu und alles zur größern Ehre Gottes." Es gibt immer Holz, aus dem auch der größte Künstler keine Pfeifen machen kann. Darum merken Sie sich den Spruch:

Sorge, aber sorge nicht zu viel;
Es geht doch, wie's Gott haben will."

So schrieb ich ihr. In drei Tagen kam die Antwort: „Ich danke; es geht wieder. Ich war schwach."

c) Aber das religiöse Leben ist ein Baum, der gepflegt werden muß. Frl. Allen machte auch da eine Entwicklung durch. Sie gehörte noch der ältern Garde an. Und damals wußte man noch nicht viel vom öftern Sakramentenempfang, noch weniger von Exerzitien und dergleichen. — Da kam das Kommuniondekret Pius X. Sie sagte sich nach einigem Sträuben und Nachdenken: Der Papst wünscht es; ich gehorche: ich will durch mein gutes Beispiel etwas beitragen, daß die Pläne des hl. Vaters beim Volke Wurzeln fassen. Und was sie zuerst aus Gehorsam tat, wurde ihr bald zum Herzensbedürfnis; jeder Kommuniontag wurde ihr ein Glückstag. — Aehnlich ging es ihr mit den Exerzitien. Sie meinte halb ungläubig lächelnd: „Ich bin doch bald wieder im alten Geleise." Sie meinte, es könnte ihr gehen wie jenem Pfarrer. Nach den Exerzitien schrieb er im Garten auf ein Blumenbeet: Hic jacet vetus homo, „Hier liegt der alte Mensch begraben." Nach acht Tagen kam der Nachbarspfarrer auf Besuch, sah die Inschrift und schrieb darunter: „Jam surrexit" er ist wieder auferstanden." Doch endlich probierte sie es einmal; und sie, die 47jährige war davon hochbefriedigt und besuchte diese hl. Uebungen nachher fleißig. — Viel Nutzen zog sie aus einer regelmäßigen Seelenführung. Ihr Seelenführer war etwas streng, aber gut. Sie selber war kein Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte und keine — Katze. Und so war die regelmäßige Leitung möglich und nützlich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Liturgie der Fastenzeit

Der Ernst und die Wichtigkeit, womit die heilige Kirche die Fastenzeit begeht, zeigen sich besonders in der reichen Entfaltung der Liturgie dieser Tage. So wollen wir denn beim Beginne dieser heiligen Zeit unsern „Schott" hervornehmen und versuchen, in die Gesinnungen und Wünsche unserer gütigen Mutter einzudringen und uns in ihrem Geiste auf Ostern vorzubereiten. Es wird dies nicht ganz so leicht sein. Denn das Missale bietet uns keine ausführlichen, schulgerechten Betrachtungen mit entfernterer und näherer Vorbereitung, mit erstem, zweitem und drittem Punkte, mit Anmutungen und Anwendungen und Rückblicken. Es gibt uns den wundervollen Aufbau seiner Ferialmessen in die Hand, damit wir selbst suchen und forschen und uns vom Geiste einer innigen, kindlichen und frohen Buße durchdringen lassen.

Meine lieben Leserinnen mögen mir verzeihen, wenn ich zu unserer Betrachtung gerade jenen Teil der Meßformulare wähle, der uns auf den ersten Blick am spröde sten und unfruchtbarsten erscheint, die Oration, das Kirchengebet. Die Oration ist der Höhepunkt des kirchlichen Gebetes; bevor sie in der heiligen Messe gesprochen oder gesungen wird, hat sie der Priester schon einige Male im Brevier gefunden, und zur Mittags- und Vesperzeit erinnert sie ihn wieder an das heilige Morgenopfer und an den Grundgedanken des einfallenden Festes oder des Ferialtages.

Warum haben wir so Mühe, uns an die Ausdrucksweise des Kirchengebetes zu gewöhnen? Die Orationen sind doch, nach den Worten eines bekannten Liturgieforschers „Meisterwerke der Kunst, wo der schöne und große Gedanke eine überraschend prächtige, oft unnachahmlich kurze Fassung erhalten hat." (Dr. Fr. X. Reck). Aber sie sind eben in lateinischer Sprache gedacht und in lateinischer Sprache geschrieben worden, und die klare Durchsichtigkeit und Prägnanz des Lateins läßt sich unmöglich in unsere deutsche Sprache übertragen. Wir finden die Form schwerfällig, den Inhalt noch schwerer verständlich, die Fülle der Gedanken in der knappen Redeweise verwirrt uns, so daß wir uns gar nicht erst die Mühe nehmen in den Sinn einzudringen und ganz froh sind, die uns leichter zugängliche Epistel zu lesen.

Doch diese Schwierigkeiten sollen uns nicht abhalten; denn die Oration erfleht einen extra Segen für die Fastenden, also auch für uns, die wir doch, das Wort „fasten" im weitesten Sinne genommen, mit Eifer und gutem Willen diese heilige Uebung mitmachen wollen. Täglich betet die Kirche für uns, täglich wieder in einem neuen Sinne, täglich wieder mit einem neuen Gedanken, in veränderter Form, da auch an einfallenden Heiligenfesten die Oration der Ferialmesse gesprochen wird.

Dem oberflächlich Betenden scheinen diese vierundvierzig Kirchengebete sehr ähnlich zu sein; dem tiefer Forschenden aber enthüllen sie den Aufbau des innern Lebens von den ersten Anfängen bis zur Vollkommenheit. Dieses innere Leben in uns zu entfalten ist die eigentliche Aufgabe der Buße. Wir sollten freilich das ganze Jahr daran arbeiten; aber wir ermüden so rasch, wir sind so schwach; deshalb kommen uns die Fasten als Exerzitien zu Hilfe, als die besten, allgemeinsten, kirchlichsten Exerzitien, die in der ersten Christenheit schon vom römischen Volke mit heiligem Ernste gefeiert wurden.

Gefeiert? Ja! Denn die Kirche betet am Aschermittwoch: „Gewähre, o Herr, deinen Gläubigen, daß sie die ehrwürdige Feierlichkeit der Fasten mit gebührender Frömmigkeit beginnen und ungestört in Bereitwilligkeit bis ans

Ende in ihr verharren." Die Orationen und besonders die Stillgebete bringen die Fasten in Verbindung mit der größten Feier der Religion, mit der heiligen Messe, daher auch in Verbindung mit dem Kreuzopfer, mit der Erlösung. Die Kirche betont diesen Gedanken der Feierlichkeit, um uns zu stützen, zu ermutigen, durch das Gebet im Eifer zu erhalten, dann aber auch, um unserem Fasten das übernatürliche Ziel zu geben. Fasten ist niemals Selbstzweck; dann würde es ausarten in Hochmut und Pharisäismus: „Ich faste zweimal in der Woche," sondern es muß ein Mittel bleiben, wie der Heiland selbst es will: „Dieser Geist kann nur ausgetrieben werden durch Gebet und Fasten."

Wir sollen die Fasten beginnen „mit gebührender Frömmigkeit", „congrua pietate". Das lateinische Wort pietas bedeutet mehr als unser deutscher Ausdruck „Frömmigkeit". Es heißt Ehrfurcht, Willensrichtung, Zuneigung, Liebe. Dieser Gedanke eines willigen, liebenden Fastens findet sich in verschiedenen Orationen wieder. So beten wir am Samstag nach dem Aschermittwoch „. . . verleihe, o Herr, daß wir diese Feier der Fasten mit willigem Dienste begehen"; am Montag in der vierten Fastenwoche bestätigt die Oration, daß „wir die heiligen Fasten alljährlich willigen Herzens erneuern", am Mittwoch nach dem Passionssonntag dankt sie, daß Gott den Herzen der Gläubigen „den frommen Eifer verleiht", und am darauffolgenden Samstag wünscht sie, daß „das dem Herrn geweihte Volk voranschreite im frommen Opfersinn." Diese Gebete verhelfen uns zu einer willigen, liebenden Frömmigkeit, die aber auch gebührend, d. h. übereinstimmend sein sollte mit der Tat, die uns die Fasten vor Augen stellen, mit der Erlösung. Wie groß muß diese „pietas" also sein! — Die Erlösungstat verlangt aber unsere Mitwirkung; ein inneres Werk, eine innere Arbeit soll sich vollziehen, und zwar in zweifacher Weise, in der Reinigung und in der Erwerbung eines neuen Lebens. (Schluß folgt.)

Meine einstigen Lehrerinnen

Von Elisabeth Müller (Forts.)

Fräulein Josephina Sidler.

Ein Halbjahrhundert hat diese edle Lehrerin im Garten der Jugend gewirkt, und bis zur letzten Schulstunde glühte in ihr die Begeisterung und Liebe für ihren hohen Beruf.

Man muß es mitangesehen und erlebt haben, um sich einen Begriff zu machen von dem Eifer und der selbstlosen Hingabe, die Frl. Sidler dem Unterricht und der Erziehung ihrer Schülerinnen widmete.

Im Schulzimmer war sie daheim; in der Schulluft war ihr am wohlsten, was sie selber so oft mit glückstrahlendem Gesichte erklärte. Als sie einst nach überstandener Krankheit ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte, besuchte der damalige Regens und spätere Bischof Leonhard Haas die Schule. Er war nämlich Lokalinspektor. „Wie geht es Ihnen? Alles gut überstanden?" fragte er.

„O danke, danke, Herr Regens," rief sie freudig. „Ich bin wenigstens wieder da, und wissen Sie, die Schulluft ist immer mein bestes Stärkungsmittel; die macht mich wieder ganz gesund." Der hochwürdige Herr schüttelte sich vor Lachen, und wir Kinder lachten alle herzlich mit.

Trug sie ihre Schülerhefte zur Korrektur nach Hause, so mußten wir es für eine besondere Auszeichnung halten, sie ihr abnehmen zu dürfen.

„Es sind ja Schulhefte, die trag' ich leicht und gern," sagte sie.

Brachte sie dieselben ins Schulhaus zurück, dann war sicher keine Aussicht, Hilfe zu leisten.

„Nein, nein, ich danke dir! Das ist eine liebe süße Last! Es ist ja alles korrigiert." —

Und welche der einstigen Schülerinnen erinnert sich nicht des öftern Wunsches, den Fräulein Sidler so von ganzem Herzen kundtat: „O, wenn man doch nur im Himmel droben auch Schule halten könnte!" —

Wer weiß, ob die treue Schulmeisterseele nicht etwa noch die Weihnachtsboten und Schutzengeli unterweisen darf! —

Drei Generationen haben ihren tiefgründigen Unterricht genossen und die jungen Herzen erwärmt an ihrer Glaubensinnigkeit und ihrer Liebe zur hl. Kirche. Drei Generationen haben in ihr ein Vorbild der Einfachheit, Schlichtheit und Herzensgüte gesehen. Einfach und bescheiden ohne Auffälligkeit in Kleidung und Schmuck, ging Frl. Sidler ihre Wege. Wer aber bei ihr Rat holen oder sie um Hilfe bitten wollte, fand sie immer gütig und tatbereit. Ihre damaligen Kolleginnen im Mariahilf-Schulhaus hatten an ihr eine mütterliche Freundin. Ihr lag das Wohl und Weh aller in gleichem Maße am Herzen. — Und erst die nach tausenden zählenden Schülerinnen, wie mußten sie diese Lehrerin hochachten und lieben, nicht nur ihres vortrefflichen Unterrichtes wegen, sondern auch um der Gerechtigkeit willen, die sie überall walten ließ, bei Lob und Tadel, Belohnung und Strafe. Wie einer treu besorgten Mutter, so lag auch ihr das Gedeihen und Fortschreiten, Leid und Freud jedes ihr anvertrauten Kinder am Herzen. Mit den Fröhlichen freute sie sich, und mit den Betrübten teilte sie den Schmerz und wußte ihn zu lindern. Grunhloses, unberechtigtes Kinderweinen duldete sie nicht. Wie oft

und energisch mahnte sie: „Sei sofort still und froh, spare deine Tränen für spätere Zeiten! Dann kannst du sie brauchen! Wirst schon sehen!" — Armen Kindern tat sie still und ungesehen Gutes, bat sie aber, vor den Mitschülerinnen darüber zu schweigen.

War der Erdengang ihres arbeitsvollen Lebens noch so reich an Glück und Berufsfreuden, Dornen wuchsen auch ihr am Wegrand. Eines um das andere ihrer lieben Angehörigen starb dahin, und sie selber wurde mehrmals mit schweren Krankheiten heimgesucht, die sie aber, Dank ihrer, im Grunde starken Natur und — nicht zu vergessen, in der wunderwirkenden Schulluft allemal glücklich überstand. Ihr heiteres Gemüt und kindliches Gottvertrauen halfen ihr, jeder Prüfung und jeder peinlichen Lage eine gute Seite abzugewinnen.

Im Jahre 1888 mußte Frl. Sidler ihr so liebes „Mariahilf" verlassen, und auch da half ihr die gottergebene und vertrauende Gesinnung über den Abschied hinweg.

Wie herzlich wäre ihr ein längerer, sonniger Lebensabend zu gönnen gewesen; aber Gott, für den sie gelebt, gearbeitet und geduldet hatte, berief sie nach einer nochmaligen, qualvollen Krankheit zum ewigen Ruhestand. (Fortsetzung folgt.)

Kinderskizzen

6. Theater.

Wer spielt nicht alles Theater — und wer geht nicht alles ins Theater? Sogar die Brülisauermusikanten geben eine große Vorstellung — und sogar die Brülisauerschulkinder stehen eines Mittags in höchster Aufregung vor dem Schulhaus, und aus dem Stimmengewirre heraus piepst und schreit und lacht's immer wieder: „Theater-Theater-Theater!" Da stehen sie zusammen und plauschen, krabbeln wieder auseinander, und andere kommen herzu. Das ist ein Wirrwarr u. ein Zappeln, wenn man so ruhig von oben herunterschaut, daß einem das Lachteufelchen überall kitzelt, um die Lippen, in den Augen, an den Wangen. Es ist aber zu lustig, diesem wirklichen Theater zuzuschauen. Jetzt kommt das kleine Theresli mit einem feuerroten Band im blonden Haar. Sofort sind die Mädchen da. Natürlich steckt auch das Hedwigli sein Näschen dazu. — Dort drüben um die Kircheneck kommt's — titsch — tatsch — dahergesprungen. Das ist das Kronen-Berteli mit seinen Freundinnen. Ein ganzer Schwarm der bunten Schmetterlinge fliegt ihnen entgegen. Potz tausend, das Berteli hat ja ein neues Schürzchen an. Nun wird bewundert, kritisiert und gestreichelt, bis auf einmal von der andern Seite neue Zöpfchen erscheinen. Die Buben stehen am Hag im Sonntagslismer und saubern Hosen. — Da horch! — klingt's durch die Luft, so silbern hell, wie wenn an Sommerabenden vom St. Martin herab das Aveglöcklein läutet, so kindlich lieb. Das ist das Stimmchen des lieben Franzli — denn die Schwarzenegger kommen, ein ganzes Trüppchen Bauernkinder, die urchigsten von den urchigen Brülisauern. Voraus jubelt und hüpft natürlich mein lieber Franzli, und wie er mich erblickt, schwingt er sein Zipfelkäppchen in der Luft und ruft: „Juhui, juhui!" Nun sind sie da, alle witzigen Schwarzenegaerbuben, die kleinen und die großen, alle lustigen Schwarzeneggermädchen, vom niedlichen Erstkläßler-Dikteli, das wie ein Mäuschen gestriegelt ist, bis zur großen Siebenkläßler-Anna, der das Gänschen schon ganz kühn aus den Augen blitzt. Endlich ist die ganze Schuljugend auf dem Platze. Das Lachen klingt so silberhell von da unten herauf, und die Kinderaugen leuchten mit dem blauen Himmel um die Wette. Natürlich ist da droben auch der Theatervorhang weggezogen, und Königin Sonne spielt die glänzende Hauptrolle. Die Bühne ist prachtvoll, und die Szenerien muß ein feiner Künstler errichtet haben, sie stehen so urgewaltig da in ihrer strahlenden Winterreinheit. Aber das ist ja selbstverständlich, denken die Menschen, oder sie denken auch gar nichts dabei. Und auch die Kinder haben's so — selbstverständlich sind ihnen die Heimatberge, die Sonne, die weißen, weißen Wiesen und die blauen Schatten, — aber nicht selbstverständlich ist es, daß die Brülisauermusikanten Theater spielen. O nein, das ist das Unselbstverständlichste von der Welt! Diese Tatsache steht so wunderbar vor den Kleinen, wie vor einem Astronomen irgend ein neues Wunder der Sternenwelt. —

Endlich, endlich schlägt es ein Uhr. Wie ist doch die Zeit ein langsames Ding, wenn dahinter eine große Freude wartet! Und kein bischen wäre sie schneller gegangen, im ganz gleichen Tramp ging's vorwärts, wenn auch hundert Kinder zappelten und hundert Mäulchen fragten: „Wie spot isch's doch? — Isch's no nüd ees?" — Also ein Uhr! — Nun gibt's aber Arbeit, bis die Aufregung vorübergehend gedämpft ist und Paar um Paar in Reih und Glied stehen, die Knaben voraus, die Mädchen hintendrein, denn Ordnung muß sein, auch in der Aufregung, sonst könnten's die kleinen Menschlein machen wie die großen und demonstrieren, ja das ganze Staatswesen über den Haufen werfen. O wie schön ist's, den Zug der lieben, frohen Kinder zu überschauen! Das ist ja unsere Jugend, unsere Freude, unsere Hoffnung — die Zukunft des ganzen Brülisauervölkleins! Wie sie so daherziehen, so sauber und nett, so bunt und lustig, könnte man

fast glauben, der Lenz habe sich verfrüht und im Schnee hundert Blumen auferweckt. —

Nun steht der Zug vor verschlossener Türe und wartet mit Sehnsucht der Dinge, die dahinter zu erschauen sind. Am „gwundrigsten" sind natürlich die Erstkläßler, die sich eigentlich nichts vorstellen können unter dem Wort „Theater." Fast hätten die vordersten zwei Kerlchen die Tür eingerannt, — da — rutsch — geht's von innen auf, und der Jockeli und der Johann kugeln über und über der Wirtin zu Füßen. Das ist ein lustiger Gruß, und helle Stimmchen füllen den Saal mit Lachen. Von den Lippen der Kleinen kommt ein bewunderndes o—o, wie sie den grünen Vorhang und die grellbunten Papierblumen erblicken. Aber neben ihnen schneidet so ein Dreikäshoch von der dritten Klasse ein ganz großartiges Gesicht und rümpft sein Hochmutsnäschen: „Das isch doch allewil ase!" Natürlich, denkt das Lydeli, der muß es wissen und fragt und fragt, und der Lausbub hängt dem gläubigen Kind einen Schwindel um den andern an. Plötzlich entdeckt er, daß ich in der Nähe stehe, wird feuerrot und ist auf einmal mitten in den Buben drin.

Endlich sitzt das Publikum, das zappelige, ruhig da, die hundert frohen Kinder und ein paar alte, gwundrige Frauchen, die schon ein Gläschen geleert haben. Lächeln muß ich schon ein wenig, wie ich auch die „Kalois-Tri" erblicke, ein schneeweißes Weiblein, dessen Sinne der Welt schon fast erstorben sind, sie ist ja beinahe blind, und schreien muß man im Gespräch mit ihr, sonst hört sie nichts. Aber die „Tri" lacht doch herzlich und klatscht, wenn die andern klatschen und hat sich den lustigen Appenzellerhumor bewahrt. Neben ihr sitzt ganz ordentlich das „Böschel-Benedikteli" und schaut mit seinen blauen Guckäuglein die „Tri" von oben bis unten an. Ihr geht es ebenso, ich glaube, das frische Kind gefalle ihr, der Frau, welcher vom Leben das Glück versagt würde, ein Kindlein zu besitzen, es warm zu umfangen und zu hegen und zu pflegen. Endlich, wie sich die beiden, das kleine Mädchen mit den blauen gesunden Augen, das alte Frauchen mit den blauen erkrankten Augen lange betrachtet haben, beugt sich die „Tri" zum Benedikteli nieder, faßt es beim Händchen und läßt es nicht gleich wieder los, das Kind fragend: Wem ghörscht du?" Es sagt: „Es Böschels!" —

Klingelinge-ling — schellt's hinterm Vorhang. Da verstummen die geschwätzigen Mäulchen. Die Augen glänzen — die Wangen röten sich, und eine mächtige Spannung ist auf den kleinen Gesichtern zu lesen. Neben mir sitzen auf einem Tisch die Kleinsten, dicht an meiner Seite zappelt das Hedwigli. Jetzt teilt sich der Vorhang — und was steht dort aufrecht — würdevoll und seines Amtes sich bewußt? Hedwigli, guck dir nicht die Aeuglein aus, — es sind unsere wackern zehn Brülisauermusikanten. Ihre Instrumente blitzen, ihre Schuhe glänzen, sie tragen das „Sonntagstschöpli", das einigen (obwohl sie Appenzeller sind!) sogar ganz groß genug ist und in seinem Schnitt ein ganz klein wenig an die elegante fremde Welt erinnert. — Sie spielen wacker drauf los und blasen gewaltig die Backen auf und bei Beginn eines Stückes oder nach einer Pause, gibt es jedesmal einen Klapps, als wollten sie einem überrumpeln. Und erst der Baß, der kracht, wie die Lawinen im Frühjahr. Aber es geht flott, „sie hend halt Takt", hat einmal so ein Bäuerlein gesagt und dabei mit den Augen gezwinkert. Und ginge es auch nicht gut, das tut nichts zur Sache, — geklatscht wird doch großartig von der vordersten Reihe bis zur hintersten. Was will man mehr, als die ganze Zufriedenheit des Publikums? Der Vorhang schließt sich, und das Geplauder füllt von neuem den Saal. Da Krachen! — Schreien! — Lachen! In ein paar Sekunden alles miteinander! „Was isch doch? Was isch doch?" rufen die Vordersten und strecken die Hälse. „Was isch doch? Was isch doch?" fragen die Hintersten und knien auf die Bänke. Da sehen sie's, und alle lachen. Auf dem Boden sitzen in Reih und Glied alle Kleinen, die vorher auf dem Tisch waren. Sie sind vor lauter Erregung ganz auf den Tischrand gerutscht und haben mit den Beinchen geschlenkert, und plötzlich saßen sie auf dem Boden. Unter lustigem Lachen wird der Tisch aufgestellt, und nun sitzen sie wieder oben, selbst das Anneli, dem eigentlich zwei Tränlein die Backen herunterkugelten, lacht wieder.

Nun läutet's ja, und die Zwischenszene ist schon vergessen, denn da stehen sie ja wieder, blitzblank, schneidig, den Kopf ein wenig höher als das erstemal, und auch das b rutscht beinahe in ein h hinauf. Wer wollte auch nicht kühn sein Haupt erheben, wenn er seiner Sache so sicher ist? Ich glaube fast, dem Hintersten sei schon ein Bart gewachsen, zwischen dem ersten Spiel und dem zweiten. — Dann folgt noch ein drittes Stück — und da ist nun ganz gewiß aus dem b ein h geworden, und ich will blind sein, wenn nicht schon wieder einer im Bart erscheint, zudem in einem roten. Wieder wird großartig applaudiert. Aber von da und dort kommt's: „Mi plangeret's ufs recht Theater!" Ich glaube aber, die Bärte seien nicht umsonst gewachsen, der große Augenblick sei nahe. Richtig — da hört man Kommando und Gepolter hinter den Kulissen und man sieht, wie die Türe sich öffnet und schließt und die liebe Sonne gwundrig hereinguckt und schnell ein wenig auf den Instrumenten herumblitzt. —

Dem Hedwigli glühen die Wangen und das Mündchen blüht kirschrot, seine Augen strahlen ganze Blitze. Hätte ich es so malen können, mit der Aufregung im feinen Kindergesichtchen, denn es ist so ein reizendes, liebes Geschöpfchen und so klein und zart, daß man es lieb haben muß. Was wohl

jetzt für Gedanken in seinem Köpfchen herumsputen? Es plaudert so sonderbares Zeug zusammen, ich glaube, es kann Wirklichkeit und Märchenwelt nicht unterscheiden, und es wird auch, was es auf der Bühne sieht, gewiß als volle Wahrheit hinnehmen. —

Anders steht es mit dem „Rellenegg-Marieli." Das läßt sich kein X für ein U vormalen. Jetzt sitzt es bolzgerade neben seiner Schwester, zappelt nicht und plaudert nicht, nein, eine Würde scheint in das kugelrunde Ding gefahren zu sein, daß es kaum mehr zu erkennen ist.

Das ist aber eine lange Pause, viel zu lange für mein Nebenan, das immer wieder sagt: „Was au chont? Mi plangeret's!" — Endlich läutet's, und die Spannung hat ihren Höhepunkt erreicht. Nun putzt die „Kalois-Tri" noch schnell die Brille und die „Zischge" hat mit ihrer Nase zu schaffen, — dann sind auch sie bereit, denn die Frauenzimmer haben ja bekanntlich immer im letzten Augenblick noch etwas zu tun. Jetzt öffnet sich der Vorhang, und die Wunderwelt des Theaters steht vor den Kleinen. Diesmal besteht sie aber in keinen großen Wundern, — eine Frau und ein bärtiger Mann sitzen da wie ganz gewöhnliche Menschen. Dem Hedwigli scheint der Bart schon sonderbar, und es fragt mich leise: „Wer isch's doch? Isch's nöd de Chlaus?" Unterdessen aber beschließen die zwei auf der Bühne, einen neuen Schrank zu kaufen und ganz trocken, ohne wunderbare Geschehnisse wirft die Frau das Geld auf den Tisch, und der Mann geht dem Handel nach. Jetzt bringen sie den Kasten unter lautem Geächze, struppige Kerle, — wieder ganz ohne Wunder. Aber halt! — so ganz prosaisch geht die Geschichte nicht weiter, das Wunder kommt schon noch und bei den Kindern ist seine Wirkung einfach „wunderbar." — Plötzlich klopft's im Kasten — topp — topp — und die Wirkung ist schon da. Während sie auf der Bühne etwas langsam erschrecken vor dem Geist im Kasten, ist der Schrecken den Kleinen plötzlich in die Beine gefahren. Ein paar kleinen Mädchen kugeln schon die Tränen über die Wangen, das Hedwigli ist schneeweiß geworden, und selbst drei tapfere Bübchen können sich des Weinens nicht erwehren. Aber am Schluß lachen alle wieder, es war ja kein Geist im Kasten, auch kein böser Mann, nur „Bantonis Franz", und den kennen sie schon. So sind wir also beim Schluß angelangt, und aus vielen Mündchen kommt's: „Wie schad! I möcht no luege bis dunklig isch!" Aber das Theater ist wirklich zu Ende, und die Spieler treten nach einem Schlußmarsch ab. Da jubelt, stößt und drängt die lustige Schar wieder hinaus in des Alltags Wirklichkeit. Die Sonne leuchtet noch auf allen Hängen und Hügeln so klar, so hell — und ich glaube, sie gucke schnell in jedes Herzensstübchen, was da drin so Interessantes los wäre, das sie mit ihren scharfen Augen noch nicht gesehen. Nun muß sie aber lächeln und denkt: „O ihr lieben Menschenkinderchen, wie herzlich könnt ihr euch freuen an den kleinsten Dingen," und drückt gerade dem ersten Kinde ein goldenes Krönlein ins Haar.

Ida Minder.

Deine ewige Lampe

Nicht wahr, du liebst sie doch, die fromme Ehrenwächterin, die treue Tabernakelhüterin, die ewige Lampe deines Gotteshauses dort am Hügelhang, deines weltentrückten Bergkapellchens, deiner Großstadt-Kathedrale?

Oder hast du sie noch nie gesehen, nie bewundert, wenn die Dämmerung ihre Schleier um Bild und Säule und Altarfiguren schlang, wenn schon die Linien all' des Heiligtumes weicher werden und weihevoll die Nacht sich niedersenkte über Chor und Kirchenbänke, wie betend sich ihr Strahl verneigte vor dem weißen Heiland in Brotsgestalt? Wie sie, die lb. ewige Lampe in brünst'gem Bittgebet die schlanken Flammenfinger faltete und sich selbst verzehrend, ihr ganzes Sein und Wesen ihm zum Opfer bot?

O gewiß, auch du liebst sie, und wenn du nach solcher Weihestunde Deine müden Schritte heimwärts lenktest, dann durchzog deine Seele wohl auch der Wunsch: „Daß doch auch i ch so Ehrenwache halten dürfte und nimmer weichen müßte von seinem hl. Gezelt!" — Und es dünkte dich der Alltag frostig und die Weltluft kalt. —

Und morgen stehst du wieder pflichtgetreu auf deinem Posten inmitten Lehrerfreud' und manchem Leid. In deinem Innern aber hat Er seine Wohnun aufgeschlagen, du glückliche brave Lehrerin! —

Und deine ewige Lampe? ? Wo ist deine Ehrenwächterin, die ohne Ende ihm lobsingend, ohne Unterbruch ihn minnend, heiligen Hofdienst leistet vor dem lebendigen Gotte deines Herzens?

Hast du noch nie etwas gehört vom frommen Kapuzinerpater Cassian Karg? Dieser möchte gern dich lehren, wie du deine ewige Lampe anfachen magst, um sie nimmer erlöschen zu lassen bis zum Ende deiner Tage.

Zu diesem Zwecke schrieb er ein schlichtes Büchlein. Er nennt es: Das kleine Geheimnis.

Soll ich dir verraten, was für Quellen er dich graben lehrt, aus denen jenes heilige Oel dann

fast glauben, der Lenz habe sich verfrüht und im Schnee hundert Blumen auferweckt. —

Nun steht der Zug vor verschlossener Türe und wartet mit Sehnsucht der Dinge, die dahinter zu erschauen sind. Am „gwundrigsten" sind natürlich die Erstkläßler, die sich eigentlich nichts vorstellen können unter dem Wort „Theater." Fast hätten die vordersten zwei Kerlchen die Tür eingerannt, — da — rutsch — geht's von innen auf, und der Jockeli und der Johann kugeln über und über der Wirtin zu Füßen. Das ist ein lustiger Gruß, und helle Stimmchen füllen den Saal mit Lachen. Von den Lippen der Kleinen kommt ein bewunderndes o—o, wie sie den grünen Vorhang und die grellbunten Papierblumen erblicken. Aber neben ihnen schneidet so ein Dreikäshoch von der dritten Klasse ein ganz großartiges Gesicht und rümpft sein Hochmutsnäschen: „Das isch doch allewil ase!" Natürlich, denkt das Lydeli, der muß es wissen und fragt und fragt, und der Lausbub hängt dem gläubigen Kind einen Schwindel um den andern an. Plötzlich entdeckt er, daß ich in der Nähe stehe, wird feuerrot und ist auf einmal mitten in den Buben drin.

Endlich sitzt das Publikum, das zappelige, ruhig da, die hundert frohen Kinder und ein paar alte, gwundrige Frauchen, die schon ein Gläschen geleert haben. Lächeln muß ich schon ein wenig, wie ich auch die „Kalois-Tri" erblicke, ein schneeweißes Weiblein, dessen Sinne der Welt schon fast erstorben sind, sie ist ja beinahe blind, und schreien muß man im Gespräch mit ihr, sonst hört sie nichts. Aber die „Tri" lacht doch herzlich und klatscht, wenn die andern klatschen und hat sich den lustigen Appenzellerhumor bewahrt. Neben ihr sitzt ganz ordentlich das „Böschel-Benedikteli" und schaut mit seinen blauen Guckäuglein die „Tri" von oben bis unten an. Ihr geht es ebenso, ich glaube, das frische Kind gefalle ihr, der Frau, welcher vom Leben das Glück versagt würde, ein Kindlein zu besitzen, es warm zu umfangen und zu hegen und zu pflegen. Endlich, wie sich die beiden, das kleine Mädchen mit den blauen gesunden Augen, das alte Frauchen mit den blauen erkrankten Augen lange betrachtet haben, beugt sich die „Tri" zum Benedikteli nieder, faßt es beim Händchen und läßt es nicht gleich wieder los, das Kind fragend: Wem ghörscht du?" Es sagt: „Es Böschels!" —

Klingelinge-ling — schellt's hinterm Vorhang. Da verstummen die geschwätzigen Mäulchen. Die Augen glänzen — die Wangen röten sich, und eine mächtige Spannung ist auf den kleinen Gesichtern zu lesen. Neben mir sitzen auf einem Tisch die Kleinsten, dicht an meiner Seite zappelt das Hedwigli. Jetzt teilt sich der Vorhang — und was steht dort aufrecht — würdevoll und seines Amtes sich bewußt? Hedwigli, guck dir nicht die Aeuglein aus, — es sind unsere wackern zehn Brülisauermusikanten. Ihre Instrumente blitzen, ihre Schuhe glänzen, sie tragen das „Sonntagstschöpli", das einigen (obwohl sie Appenzeller sind!) sogar ganz groß genug ist und in seinem Schnitt ein ganz klein wenig an die elegante fremde Welt erinnert. — Sie spielen wacker drauf los und blasen gewaltig die Backen auf und bei Beginn eines Stückes oder nach einer Pause, gibt es jedesmal einen Klapps, als wollten sie einem überrumpeln. Und erst der Baß, der kracht, wie die Lawinen im Frühjahr. Aber es geht flott, „sie hend halt Takt", hat einmal so ein Bäuerlein gesagt und dabei mit den Augen gezwinkert. Und ginge es auch nicht gut, das tut nichts zur Sache, — geklatscht wird doch großartig von der vordersten Reihe bis zur hintersten. Was will man mehr, als die ganze Zufriedenheit des Publikums? Der Vorhang schließt sich, und das Geplauder füllt von neuem den Saal. Da Krachen! — Schreien! — Lachen! In ein paar Sekunden alles miteinander! „Was isch doch? Was isch doch?" rufen die Vordersten und strecken die Hälse. „Was isch doch? Was isch doch?" fragen die Hintersten und knien auf die Bänke. Da sehen sie's, und alle lachen. Auf dem Boden sitzen in Reih und Glied alle Kleinen, die vorher auf dem Tisch waren. Sie sind vor lauter Erregung ganz auf den Tischrand gerutscht und haben mit den Beinchen geschlenkert, und plötzlich saßen sie auf dem Boden. Unter lustigem Lachen wird der Tisch aufgestellt, und nun sitzen sie wieder oben, selbst das Anneli, dem eigentlich zwei Tränlein die Backen herunterkugelten, lacht wieder.

Nun läutet's ja, und die Zwischenszene ist schon vergessen, denn da stehen sie ja wieder, blitzblank, schneidig, den Kopf ein wenig höher als das erstemal, und auch das b rutscht beinahe in ein h hinauf. Wer wollte auch nicht kühn sein Haupt erheben, wenn er seiner Sache so sicher ist? Ich glaube fast, dem Hintersten sei schon ein Bart gewachsen, zwischen dem ersten Spiel und dem zweiten. — Dann folgt noch ein drittes Stück — und da ist nun ganz gewiß aus dem b ein h geworden, und ich will blind sein, wenn nicht schon wieder einer im Bart erscheint, zudem in einem roten. Wieder wird großartig applaudiert. Aber von da und dort kommt's: „Mi plangeret's ufs recht Theater!" Ich glaube aber, die Bärte seien nicht umsonst gewachsen, der große Augenblick sei nahe. Richtig — da hört man Kommando und Gepolter hinter den Kulissen und man sieht, wie die Türe sich öffnet und schließt und die liebe Sonne gwundrig hereinguckt und schnell ein wenig auf den Instrumenten herumblitzt. —

Dem Hedwigli glühen die Wangen und das Mündchen blüht kirschrot, seine Augen strahlen ganze Blitze. Hätte ich es so malen können, mit der Aufregung im feinen Kindergesichtchen, denn es ist so ein reizendes, liebes Geschöpfchen und so klein und zart, daß man es lieb haben muß. Was wohl

jetzt für Gedanken in seinem Köpfchen herumspuken? Es plaudert so sonderbares Zeug zusammen, ich glaube, es kann Wirklichkeit und Märchenwelt nicht unterscheiden, und es wird auch, was es auf der Bühne sieht, gewiß als volle Wahrheit hinnehmen. —

Anders steht es mit dem „Rellenegg-Marieli." Das läßt sich kein X für ein U vormalen. Jetzt sitzt es bolzgerade neben seiner Schwester, zappelt nicht und plaudert nicht, nein, eine Würde scheint in das kugelrunde Ding gefahren zu sein, daß es kaum mehr zu erkennen ist.

Das ist aber eine lange Pause, viel zu lange für mein Nebenan, das immer wieder sagt: „Was au chont? Mi plangeret's!" — Endlich läutet's, und die Spannung hat ihren Höhepunkt erreicht. Nun putzt die „Kalois-Tri" noch schnell die Brille und die „Zischge" hat mit ihrer Nase zu schaffen, — dann sind auch sie bereit, denn die Frauenzimmer haben ja bekanntlich immer im letzten Augenblick noch etwas zu tun. Jetzt öffnet sich der Vorhang, und die Wunderwelt des Theaters steht vor den Kleinen. Diesmal besteht sie aber in keinen großen Wundern, — eine Frau und ein bärtiger Mann sitzen da wie ganz gewöhnliche Menschen. Dem Hedwigli scheint der Bart schon sonderbar, und es fragt mich leise: „Wer isch's doch? Isch's nöd de Chlaus?" Unterdessen aber beschließen die zwei auf der Bühne, einen neuen Schrank zu kaufen und ganz trocken, ohne wunderbare Geschehnisse wirft die Frau das Geld auf den Tisch, und der Mann geht dem Handel nach. Jetzt bringen sie den Kasten unter lautem Geächze, struppige Kerle, — wieder ganz ohne Wunder. Aber halt! — so ganz prosaisch geht die Geschichte nicht weiter, das Wunder kommt schon noch und bei den Kindern ist seine Wirkung einfach „wunderbar." — Plötzlich klopft's im Kasten — topp — topp — und die Wirkung ist schon da. Während sie auf der Bühne etwas langsam erschrecken vor dem Geist im Kasten, ist der Schrecken den Kleinen plötzlich in die Beine gefahren. Ein paar kleinen Mädchen kugeln schon die Tränen über die Wangen, das Hedwigli ist schneeweiß geworden, und selbst drei tapfere Bübchen können sich des Weinens nicht erwehren. Aber am Schluß lachen alle wieder, es war ja kein Geist im Kasten, auch kein böser Mann, nur „Bantonis Franz", und den kennen sie schon. So sind wir also beim Schluß angelangt, und aus vielen Mündchen kommt's: „Wie schad! I möcht no luege bis dunklig isch!" Aber das Theater ist wirklich zu Ende, und die Spieler treten nach einem Schlußmarsch ab. Da jubelt, stößt und drängt die lustige Schar wieder hinaus in des Alltags Wirklichkeit. Die Sonne leuchtet noch auf allen Hängen und Hügeln so klar, so hell — und ich glaube, sie gucke schnell in jedes Herzensstübchen, was da drin so Interessantes los wäre, das sie mit ihren scharfen Augen noch nicht gesehen. Nun muß sie aber lächeln und denkt: „O ihr lieben Menschenkinderchen, wie herzlich könnt ihr euch freuen an den kleinsten Dingen," und drückt gerade dem ersten Kinde ein goldenes Krönlein ins Haar.

Ida Minder.

Deine ewige Lampe

Nicht wahr, du liebst sie doch, die fromme Ehrenwächterin, die treue Tabernakelhüterin, die ewige Lampe deines Gotteshauses dort am Hügelhang, deines weltentrückten Bergkapellchens, deiner Großstadt-Kathedrale?

Oder hast du sie noch nie gesehen, nie bewundert, wenn die Dämmerung ihre Schleier um Bild und Säule und Altarfiguren schlang, wenn schon die Linien all' des Heiligtumes weicher werden und weihevoll die Nacht sich niedersenkte über Chor und Kirchenbänke, wie betend sich ihr Strahl verneigte vor dem weißen Heiland in Brotsgestalt? Wie sie, die lb. ewige Lampe in brünst'gem Bittgebet die schlanken Flammenfinger faltete und sich selbst verzehrend, ihr ganzes Sein und Wesen ihm zum Opfer bot?

O gewiß, auch du liebst sie, und wenn du nach solcher Weihestunde Deine müden Schritte heimwärts lenktest, dann durchzog' deine Seele wohl auch der Wunsch: „Daß doch auch i ch so Ehrenwache halten dürfte und nimmer weichen müßte von seinem hl. Gezelt!" — Und es dünkte dich der Alltag frostig und die Weltluft kalt. —

Und morgen stehst du wieder pflichtgetreu auf deinem Posten inmitten Lehrerfreud' und manchem Leid. In deinem Innern aber hat Er seine Wohnun aufgeschlagen, du glückliche brave Lehrerin! —

Und deine ewige Lampe? ? Wo ist deine Ehrenwächterin, die ohne Ende ihm lobsingend, ohne Unterbruch ihn minnend, heiligen Hofdienst leistet vor dem lebendigen Gotte deines Herzens?

Hast du noch nie etwas gehört vom frommen Kapuzinerpater Cassian Karg? Dieser möchte gern dich lehren, wie du deine ewige Lampe anfachen magst, um sie nimmer erlöschen zu lassen bis zum Ende deiner Tage.

Zu diesem Zwecke schrieb er ein schlichtes Büchlein. Er nennt es: Das kleine Geheimnis.

Soll ich dir verraten, was für Quellen er dich graben lehrt, aus denen jenes heilige Oel dann

fröhlich sprudeln möge, das deiner ewigen Lampe Nahrung werden soll?

Nein, nein, lassen wir „Das kleine Geheimnis" ein Geheimnis bleiben, einstweilen noch!

Nimm selbst und lies. Das Büchlein ist im Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden, zum Preise von Fr. —.35 zu haben. Da und dort liegt es auch in schweizerischen Buchhandlungen auf.

Doch etwas darfst du dennoch über: „Das kleine Geheimnis" vernehmen. —

Vor einiger Zeit schrieb mir ein Großer unserer Tage: „Ich habe das kleine, nein — das große Geheimnis — mit großer Freude und Erbauung gelesen. Soviel in meinen Kräften steht, will auch ich dafür sorgen, daß diese prächtige Idee auch in unsern Kreisen verbreitet werde."

Ich weiß es wohl. Was das kleine Geheimnis will, ist nicht für alle. „Nicht alle fassen es." — Nur für diesen ist's und nur für jenen. Aber ganz gewiß für dich, liebe katholische Lehrerin!

Darum noch einmal! Nimm und lies und befolge und sei glücklich!

Glücklich im beseligenden Schimmer deiner ewigen Lampe trotz einsamer Stunden, trotz Enttäuschung und mancher Not! Im Scheine der ewigen Lampe unserer Gotteshäuser, im läuternden, heiligenden, alles verklärenden Lichte deiner ewigen Lampe ruht es sich gut.

Und da die Welt da draußen
Gar arg und liebeleer,
Such' wahres Glück nach innen!
Es gibt der Welten mehr. —

J. Rast.

Schneeflöckleins Antwort

Welch ein wirres Durcheinander! Welch Haschen und Wirbeln der lustigen Schneeflöcklein! Ich steh am Fenster und blicke in's tanzende Leben der reinen Himmelsvögel hinein. Ich öffne es in wilder Hast — hasche nach denselben voller Lust und Seligkeit. Ich bin wieder das Kind von damals! —

„Kommt herein geflogen, ihr lieben Gespielen meiner Jugend; herein in mein Stübchen, das heut so öd und einsam ist; laßt mich mit euch spielen und lustig sein; ich ertrage diese erdrückende Einsamkeit nicht länger! Kommt doch herein und erzählt mir von jenem geheimnisvollen Leben und Treiben dort oben, wo der Seele Heimat ist." — „Wie? Ihr gehorcht mir nicht?" — Vergebenes Rufen! Leeres Haschen! —

„Wir folgen dem Gesetze der Natur!" Wir ziehen die Wege, die Gott uns zeigt — wir legen uns hin, wo sein hl. Wille uns haben will." — So rufen Millionen von Flöcklein mir zu.

Sachte ziehe ich meine Hände zurück — ein leises Fensterschließen — stille Minuten für meine Seele! — Und die Erkenntnis trägt den Sieg davon. Ich danke euch, ihr lieben Himmelsboten — ihr habt mir den Weg zur Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes gezeigt — ihr habt mich gelehrt in Treuen jenes Plätzlein auszufüllen, das der Schöpfer mir gewiesen und die Freuden dort zu suchen, wo sie wirklich zu finden sind: in der Liebe des unendlichen Gottes. —

Lucia.

Verschiedenes

Sektion St. Catharina. Der 14. Januar berief unsere Sektion ins heimelige Stübli des Heerbruggerhofes in Heerbrugg zur Jahresversammlung. Die richtige Stimmung zur Anhörung des für diese Zeit so trefflich gewählten Themas unseres Hochw. Herrn Referenten Herrn Dr. J. Schneider, Altstätten, über: „Das Christkind und die Schule, religiös, erzieherisch und Freude spendend" brachten uns ein strahlend Christbäumlein sowie sinnige Weihnachtslieder und Deklamationen.

In einfach schlichten Worten zeigte uns der Hochw. Herr Referent, wie gerade die hl. Weihnachtszeit so sehr geeignet ist, religiös-erzieherisch auf die Kinder einzuwirken, indem wir ihnen das Christkind als das große Opferkind vor Augen führen und aus dem Kranz der biblischen Erzählungen einen Blütenstrauß der schönsten Tugenden winden können, die, von der Lehrerin selber geübt, von den Kindern umso besser nachgeahmt werden.

Der Jahresbericht rief manch schöne Erinnerung aus unserem Vereinsleben wach. Rechnung und Rechnungsbericht wurden dankend genehmigt — die Kommission in globo bestätigt. Auf ein segensreiches Schaffen und frohes Beisammensein im Jahre 1926.

H. D.

12. Jahrgang Nr. 3 18. März 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Aus der Liturgie der Fastenzeit — Catharina Bösch — Hilfskasse und Haftpflichtversicherung des J. L. V. S. — Es geht auch Dich an — Briefkasten der Redaktion — Vereinsnachrichten.

Aus der Liturgie der Fastenzeit

(Schluß)

I. Die Reinigung.

Die Reinigung vollzieht sich, nach den Worten der Kirchengebete, in einer wunderbaren Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Aus der innern Bußgesinnung heraus fasten wir, überwinden wir uns, halten wir den Leib im Zaume. Aber eben diese Ueberwindung regt uns wieder an, erhebt unsern Geist, (nach dem kurzen und doch so inhaltsreichen Worte der Fastenpräfation: mentes elevas) der wieder zu neuer Ueberwindung begeistert, und diese Wechselwirkung wird fast in jedem Kirchengebet der Fastenzeit betont, damit wir sie ja nicht vergessen, damit unser Fasten nicht äußerlich bleibe, damit wir uns aber anderseits nicht nur mit der Gesinnung zufrieden geben. Der Leib übernimmt die äußere Aufgabe, das Fasten; die Seele übernimmt die innere Reinigung des ganzen Menschen.

Worin besteht diese Reinigung?

Erstens in der Verzeihung der Sünden und in der Nachlassung der Strafen. Wir denken so wenig daran, daß wir täglich sündigen, täglich das Mißfallen Gottes erwecken. Die Sünde hat nicht nur die traurige Folge, uns von Gott zu trennen; sie häuft auf das schuldige Haupt eine Menge der verdientesten Strafen. Diese herbe Wahrheit könnte uns allen Mutes berauben, wenn uns nicht die Liturgie versicherte, daß uns die Beobachtung des Fastens neben der Verzeihung der Sünden auch die Nachlassung der Strafen erlangen kann, freilich nur in dem Maße, als wir eine großmütige Gesinnung zum Werke unseres Heiles mitbringen. So lautet das Kirchengebet vom Donnerstag nach dem Aschermittwoch: „O Gott, du wirst durch die Sünde beleidigt, durch die Buße versöhnt: sieh gnädig auf das Gebet deines flehenden Volkes und wende ab die Geißeln deines Zornes, die wir für unsere Sünden verdienen,“ und am Montag in der Passionswoche: „Wir bitten dich, o Herr, heilige unser Fasten und schenke uns gnädig Verzeihung aller Schuld.“

Zweitens besteht die Reinigung in dem Vorsatz, die Sünde nicht mehr zu begehen. So beten wir am Mittwoch nach dem zweiten Fastensonntag: „Sieh dein Volk, o Herr, in Gnaden an, und allen, die nach deinem Gebote von Fleischesnahrung sich enthalten, verleihe die Kraft, auch von verderblichen Lüsten abzulassen,“ und am Freitag in der dritten Woche: „Begleite unser Fasten, wir bitten dich o Herr, gnädig mit deiner Huld, und laß uns, wie wir leiblicher Nahrung uns enthalten, so auch im Geiste nüchtern werden von bösen Lüsten.“ Unser Eifer soll also vor allem darnach trachten, uns durch das Fasten vor der Sünde zu bewahren. Mit welch rührender Demut flehen die beiden Gebete um die Gnade, die Kraft, die Huld des Herrn, die uns vor dem Bösen behüten mögen!

Die Reinigung verlangt drittens die Besiegung des Bösen durch das Gute. Das Negative, die Enthaltung von der Sünde ist fruchtlos, ermattet die Seele, wenn nicht die Begeisterung für das Gute sie begleitet. Diese Begeisterung vergoldet wie ein warmer Sonnenstrahl unsern Kampf, sie ist ein Licht, eine Freude; daher bittet die Kirche mit innigem Rufen: „Schau in Gnaden, o Herr, auf den frommen Eifer deines Volkes, damit alle, die durch Enthaltung leiblich sich abtöten, durch die Frucht guter Werke erstarken,“ (Donnerstag in der ersten Fastenwoche) und „im eifrigen Bemühen und Verlangen nach Gerechtigkeit von Sünde sich enthalten.“ (Montag in der zweiten Woche.) So spricht nicht die passive Furchtsamkeit eines engherzigen Menschen, der sich Tag und Nacht mit dem Durchforschen seines

Elendes abquält — so bittet ein Kriegsheld, der im siegenden Kampfe voranschreitet, gestützt auf den Trost und die Hilfe seines Herrn.

Diese Reinigung der Fasten nützt viertens in hohem Grade sowohl dem Leibe als der Seele. Es ist eine alte Weisheit, daß der Körper stark und elastisch wird durch die Mäßigung seiner Begierden, durch die Enthaltung von zu reichlicher Speise und Fleischnahrung, besonders aber auch durch die Ruhe und die Eingezogenheit, die an die Stelle der Nerven ruinierenden Vergnügen getreten sind. Und erst die Seele, welche Kraft schöpft sie aus jeder Ueberwindung, welche Stärkung aus jedem Sieg! Wie ein Flügelschlag zur Höhe mutet uns das entsprechende Kirchengebet an: „. . . verleihe o Herr, daß wir diese Feier der Fasten, die zur Gesundung von Leib und Seele eingesetzt ist, mit willigem Dienste begehen" (Samstag nach dem Aschermittwoch), und „gib unserm Fasten heilsamen Erfolg, auf daß die Züchtigung des Fleisches . . . in neue Lebenskraft für die Seele sich verwandle".

Die Reinigung vollendet sich fünftens in der Beherrschung der Sinne, in der Zurückhaltung, im Bekämpfen der Zerstreuung und in der innern Sammlung. So beten wir in den ersten Tagen der dritten Fastenwoche: „Gieße huldvoll, wir bitten dich, o Herr, in unsere Herzen deine Gnade . . . damit wir unsere Sinne von verderblichen Ausschweifungen abwenden" — „verleihe uns gnädig die Gaben heilsamer Enthaltung" — „und gib, daß wir in heilsamem Fasten geschult, auch von schädlicher Lust uns enthalten und so leichter deine Huld erlangen." Wie sehr sollten wir doch wünschen, von den Gärungskeimen des Weltfiebers verschont zu bleiben! Wir leben in der modernen Aufgeregtheit unserer Zeit und können uns, ach, trotz des guten und besten Willens, so selten dem austrocknenden Winde der Zerstreuung entziehen. Glücklich jene Christen, die es verstehen, trotz der absorbierenden Arbeiten, trotz der verbindlichsten Pflichten eines Lebens in der Welt, ja trotz der tausend und tausend Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, die tagtäglich auch an sie herantreten und die Einheit ihres innern Lebens zu zerstören suchen, sich doch die Sammlung und Ruhe des Geistes zu bewahren. Das ist eine große Gabe und Gnade Gottes, und die Kirchengebete der Fastenzeit helfen sie uns erflehen.

II. Das neue Leben.

Mit der Reinigung, welche die treue Beachtung und das Mitfeiern der Fasten in der Seele des Christen bewirkt, ist die Tätigkeit der Liturgie dieser heiligen Zeit jedoch nicht erschöpft. Sie möchte die Gestaltung eines neuen Lebens, des Lebens der Gnade, herbeiführen. Wir dürfen aber nicht erwarten, daß die Kirchengebete in strenger, methodischer Ordnung diese beiden Gedanken der Reinigung und der Erneuerung entwickeln. So wenig das wirkliche Leben diese genaue Einteilung kennt, so wenig wird sie in der Liturgie berücksichtigt. Im Gegenteil, die beiden Elemente durchdringen einander hier wie dort, finden sich oft in der nämlichen Oration verbunden, wie sie auch im Seelenleben einander innigst durchdringen.

Dieses neue Leben ist in erster Linie ein Geschenk der Barmherzigkeit Gottes. Wir könnten diese Wahrheit vergessen und unsern Werken, unsern Abtötungen zuschreiben, was nur die Gnade Gottes in uns bewirkt. Deswegen mahnen uns die Kirchengebete: „Du verleihst deinem Volke den frommen Eifer, o Herr; stärke es nun auch voll Erbarmen durch deinen gütigen Beistand." (Freitag in der ersten Woche.) „Vollende in uns gütig, o Herr, den Beistand zur Beobachtung der Fasten, damit wir das, was du uns als unsere Pflicht hast erkennen lassen, in deiner Kraft vollenden." (Dienstag in der zweiten Woche.) Also nicht nur das Vollbringen, schon das Erkennen gibt der Herr.

Wenn wir diese unsere vollständige Abhängigkeit von der Barmherzigkeit Gottes anerkannt haben und sie feststeht für uns, so beginnt das neue Leben zunächst mit der Erleuchtung. Die Orationen vom ersten Montag in der Fastenzeit und vom Passionsmittwoch sprechen diese Tatsache klar aus. „Damit uns das 40tägige Fasten nütze, erleuchte unsern Geist mit himmlischen Unterweisungen" — und „Heilige, o Gott, dieses Fasten und erleuchte in Erbarmen die Herzen deiner Gläubigen."

Wenn die Liturgie der Kirche auch zu allen Zeiten die Gläubigen mit „himmlischen Unterweisungen" nährt, so kommt sie dieser Aufgabe doch ganz besonders zur Fastenzeit nach. Wer sich nur ein wenig die Mühe nimmt, die Ferialmessen dieser Tage zu studieren, der erstaunt über die Fülle, die dem heilsbegierigen Geiste geboten wird. Die Geschichtsschreiber, die Propheten, die Psalmstellen, die Vorbilder und Vorschriften, die gottesdienstlichen Gebräuche des alten Testamentes drängen sich in reichster Abwechslung, um das große Elend der Sünde, aber auch die noch größere unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes der liebenden Seele einzuprägen. Der hl. Paulus wird nicht müde, durch herzlichstes Mahnen, aber auch durch tiefe, theologische Dogmenlehre uns auf die Erlösungstat vorzubereiten. Und dann die Evangelien selbst! Muß unser Herz nicht entbrennen, wenn vierzig Tage nacheinander die Worte des Heilandes an unser Ohr dringen, bald in den wunderlieben Parabeln, dann wieder in den todernsten, ach so vergeblichen Mahnungen an die Pharisäer, dann in den Wundertaten seiner Allmacht und den Werken seiner

Barmherzigkeit, immer aber in der glühendsten Liebe seines Erlöserherzens? —

Doch ich will bei den Kirchengebeten bleiben. „Erleuchte den Geist", heißt es, — aber auch: „Erleuchte die Herzen". Was nützt die reichste Entfaltung der Liturgie dem Geiste, wenn das Herz kalt bleibt dabei? Erst wenn der heilige Geist das Herz erwärmt, erst wenn ein Wort, ein Satz, die wir vielleicht ungezählte Male schon gelesen haben, plötzlich unser Gemüt ergreifen, mit einem ganz neuen Sinn sich uns offenbaren, erst dann hat das Kirchengebet seine Erfüllung gefunden, fängt das neue Leben in der Seele zu wachsen an.

Dieses neue Leben wird zum Gottsuchen und Gottfinden, zum Gottsuchen vorerst durch das Verlangen. Darum fleht das Kirchengebet des ersten Dienstages: „Gib, o Herr, daß unser Geist, der durch die Abtötung des Fleisches sich züchtigt im Verlangen nach dir rein und glänzend werde." Auch dieses Verlangen nach Gott ist eine große Gnade. Wie viele Christen, die unter dem Gewicht der Sünde oder der Untreue sich mühselig daher schleppen, die an die Ketten der Nachlässigkeit und der Lauheit geschmiedet sind, kennen dieses Verlangen nicht! Sie sind zufrieden mit sich selbst, mit ihrem Leben, begehren nichts weiter von der Religion und ahnen nicht einmal, welches Glück sie genießen dürften, wenn, durch das büßende Fasten befreit, ihre Seele zu Gott sich erheben würde! Das Verlangen nach Heiligkeit ist Gott wohlgefällig, „rein und glänzend" macht es die Seele!

Das neue Leben ist auch ein Gottfinden, vorerst durch die Harmonie, die es zwischen Leib und Seele schafft. So betet die Kirche am vierten Fastensonntag: „Gib, allmächtiger Gott, daß wir durch die heiligen Fasten an Leib und Seele dir wohlgefallen", und am Passionssonntag: „Deine liebevolle Hand lenke ihr leibliches Leben, und dein schützendes Walten behüte ihr geistiges." Wir wollen mit der Kirche um die große Gnade bitten, immer Herr über uns selbst zu bleiben, in keinem unbewachten Augenblick uns zu vergessen, vollkommene Selbstbeherrschung zu üben. Es ist dies eine wundervolle Frucht der hl. Fastenübung, eine Gnade für uns selbst, für unsere Umgebung, für unsere Kinder — ist sie nicht noch unerreichbar weit von uns entfernt? Ist es nicht vermessen, so viel Gnade zu erhoffen?

Doch die Kirche lehrt uns so beten, ja, sie geht noch weiter, sie erfleht in dieser Fastenzeit für uns eine innige Vereinigung mit Christus im Gebete des vierten Dienstags: „Die Beobachtung der heiligen Fasten erwirke uns, o Herr, Wachstum im frommen Wandel und den dauernden Beistand deiner Huld." — Hier läßt wieder die deutsche Sprache zu wünschen übrig; „pia conservatio" ist wohl mehr als „frommer Wandel" — ist es nicht eher der trauliche, innige Verkehr mit unserm Herrn, eine herzlichste Vereinigung mit ihm? Ist es nicht, als kämen wir immer näher zur Vollkommenheit?

Die Kirchengebete wollen uns aber in der Ausgestaltung des innern Lebens auch gar nichts schuldig bleiben. Sie bauen hinein und hinauf bis zur „Fülle der Gnaden", sie sprechen mit verhaltenem Atem und heiliger Scheu vom höhern Gebetsleben, sie enthüllen für einen Augenblick wenigstens die ungeahnten Weiten der Heiligkeit. „Wir bitten Dich, allmächtiger Gott, gib, daß uns die fromme Uebung selbst auch Freude bringe und daß wir durch die Bezähmung der irdischen Begierden leichter das Himmlische erfassen", (Mittwoch nach dem vierten Fastensonntag) und „Möge das Dir geweihte Volk, o Herr, wir bitten Dich, voranschreiten im frommen Opfersinn, damit es, durch die heiligen Handlungen zum Guten angeleitet, Deiner Majestät immer wohlgefälliger werden und so verdienen, mit um so herrlicheren Gaben bereichert zu werden." Für das „Volk" bittet die Oration um diese „herrlichen Gaben", nicht nur für einige auserwählte Seelen, sondern für alle; alle sollen den Weg finden zur höchsten Vollkommenheit auf dieser Erde schon, die dann zu den „Quellen des ewigen Heiles" führt.

Wir sind zu Ende. Nur wenige Kirchengebete aus der großen Zahl haben wir in unsere Betrachtung hineingezogen; doch auch die übrigen werden den Leserinnen jetzt vielleicht nicht mehr so spröde vorkommen und gern und willig den goldenen Kern aus der harten Schale lösen lassen. Es wäre wieder eine Aufgabe für sich, auch die Gebete der Postcommunio und der Secret auf ihren reichen Gehalt hin zu untersuchen, die lyrischen Schönheiten des Introitus und des Graduale zu genießen, Offertorium und Communio als Vorbereitung und Danksagung für die heilige Kommunion zu benutzen, wie es Oberhammer so ansprechend versteht, vor allem aber durch ein frommes Versenken in Epistel und Evangelium die Absichten Gottes zu erkennen und dem Heiland nahe, ganz nahe zu kommen. Das werden meine lieben Leserinnen jetzt wohl selbst besorgen und nach und nach vielleicht auch zur Ueberzeugung gelangen, daß auch das schönste Betrachtungsbuch nie an die Tiefe und überreiche Fülle heranreicht, die der Inhalt des Meßbuches der frommen und liebenden Erwägung darbietet.

(Zusammengestellt und teilweise übersetzt aus der „Revue Liturgique et Benedictine", 1913, Heft 4).

† Catharina Bösch

Am 12. Februar 1926 trat unsere liebe Kollegin Catharina Bösch, Arbeitslehrerin in Neu St. Johann, im Alter von 62 Jahren ihre Heimreise an in das Land der Vergeltung. Für die liebe Entschlafene war es wirklich ein seliges Heimgehen an der Hand der Mutter — aus der bösen Fremde der Entsagung und des Opfers ins Vaterhaus der Liebe und ewigen Freude. Am 28. Januar stand die Entschlafene noch zum letzten Mal in ihrer geliebten Schulstube. Obschon sie sich vor Schmerzen kaum mehr auf den Füßen halten konnte, hielt sie noch treu aus auf ihrem Posten bis abends 9 Uhr. Sie, die immer andere bediente und mit treuester Hingabe ihre seit vielen Jahren kranke Schwester pflegte, ließ sich nun endlich auch einmal pflegen, aber nur, um doch bald wieder ihren Pflichten nachkommen zu können. Ungeahnt trat aber am 11. Februar zur Venenentzündung noch ein Lungenschlag hinzu. Nachdem sie hierauf der herbeieilende Priester mit den hl. Sterbsakramenten gestärkt hatte, sprach sie frommen Sinnes: Nun, lieber Heiland, mache mit mir, was Du willst. Mit bewunderungswürdiger Geduld durchlebte sie die letzte schmerzensreiche Nacht, bis ihre Erlösungsstunde schlug am 12. Febr. morgens gegen 5 Uhr.

Wer so, wie die Entschlafene, 39 volle Jahre an derselben Schule all ihre Kräfte dem Wohle der Menschheit — der unschuldigen Kinderseele — weihte, der darf ruhig sein Tagewerk in die Hände des Schöpfers niederlegen. Auf diese pflichttreue, einfache Seele treffen so recht die Worte eines Dichters zu:

„Leis wie die Engel und selten erkannt,
Fern von der Menge und niemals genannt,
Reich im Entsagen und dürftig im Lohn,
Friede im Auge und Freude im Ton,
Selig im Geben, doch selbst wünschelos —
Selbstlose Seelen, wie heilig, wie groß!"

Hilfskasse und Haftpflichtversicherung des K. L. V. S

Wir gestatten uns, die verehrten Kolleginnen auf die in Nr. 6, 7 und 8 der „Schweizer-Schule" erscheinenden bezügl. Einsendungen speziell aufmerksam zu machen.

Es geht auch dich an!

Es geht auch dich an, liebe Kollegin, was in Nr. 6, 7 und 10 der „Schweizer-Schule" unter den Aufschriften: „Unsere Hilfskasse" und „Die abgedeckte Jauchegrube" gesagt wurde. Die Ausführungen in genannten Artikeln sind so treffend und sachlich, daß es hier keiner weitern Besprechung bedarf. Nur ein kurzes Wort der Aufmunterung! Auch uns Lehrerinnen kann auf einem Spaziergang, beim Baden oder Schlitteln durch ein böses Mißgeschick oder die Unvorsichtigkeit eines Schülers ein schlimmer Haftpflichtschaden erwachsen. Als Mitglied der Haftpflichtversicherung des K. L. V. S. können wir uns in solchen Fällen schadlos halten.

Ob wohl jede Lehrerin von der Hilfskasse des Kathol. Lehrervereins weiß? Diese so werktätige und echt kollegiale Fürsorge hat schon des öftern auch Kolleginnen in sorgenschweren Verhältnissen mit einer hilfreichen Unterstützung bedacht. Wenn also du, liebe Kollegin, freudig ein Scherflein an die Finanzierung unserer Hilfskasse spendest, so arbeitest du an einem kollegialen Werke, hinderst harte Not bei Lehrerswitwen und Waisen, bringst Licht in düstre Schatten der durch Krankheit und andere Schicksalsschläge schwer heimgesuchten Kolleginnen und Kollegen. S.

Briefkasten der Redaktion

Die Leserinnen der „Lehrerin" haben sich im letzten Juli vielleicht an die neue Schriftleitung gewöhnt, wie diese sich an die ungewohnte Redaktionsarbeit gewöhnt hat. Daher bitte ich die lb. Kolleginnen aus der Süd-, Ost-, Nord-, West- und Zentralschweiz, mir kleinere und größere Beiträge zu senden. Ich kenne ja die wenigsten persönlich, ja nicht einmal dem Namen nach, sonst hätte ich sie alle schon längst mit Bettelbriefen belästigt. Dieser „Kollektiv-Hilferuf" um pädagogische, belletristische, biographische, psychologische und dichterische Unterstützung möge daher nicht ungehört verhallen und mir Korrespondenzen, Zuschriften und Beiträge in Menge herzaubern! Unterdessen schicke ich herzliche Grüße an alle, sowohl an jene, die mich unterstützen, als auch an jene, die leider „keine Zeit" haben! Ich verstehe alle! H. v. A.

Vereinsnachrichten

Die Sektion Gallus machte am 27. Februar a. c. einen gemeinsamen Schulbesuch in der Anstalt Johanneum in Neu St. Johann. Eine stattliche Anzahl Lehrerinnen nahm an der Veranstaltung teil und machte Schulbesuch in den Klassen der Schwachbegabten und in den Normalklassen des Schülerheims. Herzlich und freudig in dem gastlichen Johanneum willkommen geheißen, teilte man sich in kleine Gruppen und besuchte Lektionen in wissenschaftlichen Fächern, Handarbeit und orthopädischem Turnen. Kommt selber, zu sehen, wieviel Liebe und heroische Geduld hier an den ärmsten unserer Schulkinder geübt wird! Reich an Eindrücken und voll Dank gegen die guten Schwestern und die Anstaltsleitung nahm man zur Abendstunde Abschied von dieser Stätte großer christlicher Nächstenliebe. B. B.

12. Jahrgang Nr. 4 8. April 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Kam ein fremdes Vögelein — Kinderskizzen: Sonnenscheinchen — Fräulein Anna Allen — Verschiedenes.

Kam ein fremdes Vögelein . . .

Kam ein fremdes Vögelein
Mir ins Haus geflogen,
Hat von Lieb und Sonnenschein
Allerlei gelogen.

Glaubte schier dem schlimmen Sang,
Ließ mich gar verführen,
Meinte, junger Frühlingsdrang
Klopfe an die Türen.

Krachend flog die Türe auf —
Heult des Winters Meute!
Hei, wie sucht mein Vogel drauf
Sinnverwirrt das Weite!

Zog ich in den Schnee hinaus,
In das Sturmgebrause.
Dank dir, kalter Wintergraus!
Kam gesund nach Hause.

C.

Kinderskizzen

7. Sonnenscheinchen.

Wie jubelt das Herz auf, wenn am Frühlingsmorgen plötzlich der erste Sonnenstrahl ins Tal fällt, wenn er lustig in die Schule hineinhüpft von Kind zu Kind und goldene Ringel an die Wand malt. Dann leuchtet's in den Kinderaugen auf und sie sagen glücklich: D'Sonn chont!“

Solch einen Sonnenstrahl, der einem das Herz durchwärmt, so ein rechtes, lebendes Sonnenscheinchen will ich heute vor deine Augen zeichnen. Es ist ein feines, weißes, herziges Büblein und heißt Josefli, — doch nein, was sage ich — Josefli will das süße Kerlchen ja gar nicht heißen. Wenn man ruft: „Josefli“, dann schüttelt der Kleine ganz energisch sein flachsblondes Köpfchen und sagt: „He — ge, nöd Josefli, — Bubi!“ — Es haben noch nicht drei Lenze geblüht, seit dieses Geschöpfchen zart und hilfsbedürftig in den Armen seiner Mutter lag. Also sitzt das liebe Bübchen noch nicht unter meinen Schulkindern. Es ist zwar auch schon plötzlich hereingetrippelt und hat sich zu den Buben in die Bank gesetzt, aber dann war's, als ob ein weißes Täubchen unter dunkle geflogen käme. Dann ist Josefli aber brav und kann sogar eine halbe Stunde stille sitzen, ich glaube, in dem lieben Lehrersbüblein stecke schon ein junges Studentchen. — Doch was plaudere ich so lange, — zeichnen will ich ja den Kleinen, — zeichnen, wie er jetzt im Lehnstuhl vor mir sitzt und in die Lampe guckt. Also zuerst das runde Köpfchen in raschem Zug. — Jetzt mache ich die feine, gewölbte Stirn, wie sie nur unser Sonnenscheinchen so weiß und schön besitzt, — dann das liebe Stumpfnäschen, das kirschrote, herzige Mündchen, das stets zum Plaudern und Lachen sich öffnet, — jetzt das runde Kinn mit dem Grübchen darin. Nun kann ich nicht mehr weiter und die Zeichnung ist doch gar nicht fertig, nun kommen ja die schönen, wunderschönen Augen meines Lieblings, die kann ich dir nicht zeichnen, die kann kein Künstler malen in ihrer herrlichen Unschuld und Himmelsbläue, — einer ließ sie werden, einer, aus dessen Hand alles vollkommen hervorgeht. Aus diesen Augen lacht ein Paradies, aus diesen Augen guckt das liebe Christkindlein. Immer wieder muß man hineinschauen, — wenn sie lächeln, wenn sie träumen, wenn sie ernsthaft sinnen, wenn sie trotzen. Ich glaube noch selten in so schöne Kinderaugen geschaut zu haben. O wie fein und lieb muß das Seelchen sein, das so helle Fensterchen hat! Was ist es doch Wunder-

bares um ein Kind! Wer kann seinem Zauber widerstehen? Wen zieht seine Unschuld nicht an, wem wird's nicht warm im Herzen, wenn so ein Kleines seine Aeuglein in restlosem Vertrauen zu ihm aufschlägt? Was sind wir Menschen doch für reiche Wesen, da Gott uns das Liebste, Teuerste in die Arme legt, — Kinder, die wir beschützen sollen und pflegen wie zarte Pflänzlein, daß sie hell und froh dem Himmel zuwachsen.

Unser Bubi ist auch so ein liebes, feines Pflänzchen, ein weißes Margrithchen. Wenn er so dahergetrippelt kommt auf dem grünen Rasen, o dann ist er wie ein lebendiges Blümchen. Und wenn dann noch sein kleines Schwesterlein daneben sitzt und die helle Sonne auf die zwei herzigen Kleinen herabscheint, auf das flachsblonde Bubenköpfchen und das braune Mägdlein, dann ist dies Bild zum Malen schön.

Heute hat der Bubi ein sehr wichtiges Geschäft vollzogen. Er hatte das Mäntelchen an und trug ein Reissäcklein auf dem Rücken. Mit ernster Miene und langen Schritten, so lange sie eben die kurzen Beinchen machen konnten, zog der Bubi aus. Wir schauten ihm nach. Da rief er ganz wichtig zum Fenster hinauf: „Bubi got gi Brot hole" und setzte seine Reise fort. Und wirklich machte er seinen ersten Botengang mit unendlicher Wichtigtuerei. O wie herzig stand ihm der Ernst in den klugen Aeuglein. Beim „Rößli" angekommen, streckte sich das ganze Kerlchen, um die Glocke zu ziehen, erreichte sie aber nicht. Doch der große Gast wurde bemerkt und das Geschäft abgeschlossen. Mit einem Brötchen im Reissack und einem „Chrömli" im Händchen, zog der Bubi heim, schnurstraks dem Schulhaus zu. Als er uns am Fenster sah, drehte er schnell sein kleines Persönchen und deutete mit dem Fingerlein auf das Säckchen.

Die liebsten Stunden sind mir, wenn ich mit dem Kleinen spazieren gehen kann. Dann lacht er und zwitschert wie ein junges Vöglein: „Sint d'Sonne, — gömer wieder baziere!" Dann gehen wir zusammen Hand in Hand dahin, wo's uns gefällt. Am liebsten geht der Bubi an den Bach hinunter, denn in seinem Köpfchen steht noch fest geschrieben, daß wir dort im Herbst Blumen gefunden haben, also, denkt er, habe es auch jetzt dort „Büemeli". Ja, wir kennen zusammen ein Plätzchen, wo's ganz dicke, rotgeränderte Maßliebchen hat. Davon pflückt der Bubi seine Händchen voll. Auch Schneckenhäuschen sucht er mit Vergnügen und steckt sie in seine Hosentaschen. Als ich ihn einmal fragte: „Wer het d'Schnegge gmacht?" sagte er, mit seinen lieben blauen Aeuglein zu mir aufschauend: „Da He Pfarrä!" O dieses herzige Plappermäulchen! Als ich ihm sagte: „Nei, de lieb Gott!" da nickte er ganz ernst und meinte: „Jo, de lieb Gott — Himmel obe — Chischindeli!" und ich drückte schnell einen Kuß auf das kirschrote Mündchen, das so herzig plaudern kann, daß es einem wohl wird bei ihm, als ob die Sonne einem ins Herz hinein schiene. Wenn wir so dahingehen, dann kommt es dem Bubi auf einmal in den Sinn, daß er doch spazieren will. Er läßt dann meine Hand los, legt seine Patschhändchen auf dem Rükken zusammen, guckt auf den Boden und läuft mit langen Schritten hin und her, und wenn ich frage: „Was machsch?" dann sagt er wichtig und ohne sich stören zu lassen: „Tuet de Bubi doch baziere!"

Am Mittag, wenn der Briefträger kommt, ist der Kleine stets zum Empfang bereit. Dann nimmt er die Zeitung, klettert auf einen Stuhl und beginnt zu „lesen". Ob die Buchstaben auf dem Kopf stehen oder nicht, das hat nichts zu bedeuten, lesen kann der Bubi mit seinen hellen Aeuglein doch. Und wenn ich frage: „Was stoht i de Zitig?" dann guckt der kleine Schelm so schlau und lieb über das Blatt hinaus und sagt: „Vateland". Und wenn ich dann weiter frage, so heißt es „Bubi" und „Fau" und „Meiteli". Wie leuchten dann seine Augen und wie lieblich erglühen seine blassen Wänglein. Er ist unser Sonnenscheinchen vom Morgen bis zum Abend.

Einmal war es still und traurig im Haus. Unser Liebling kam nicht die Stiege heraufgetrippelt. Man hörte seine Glocken-Stimme nicht mehr. Und wir gingen hinunter, ganz leise. Da lag Josefli schneeweiß in seinem Bettchen und plauderte nicht und lachte nicht. Und nur, wenn man leise sagte „Bubi" und sanft seine Wange liebkoste, dann hob er einen Augenblick die schweren Augenlider und schaute uns still und traurig, ja wie fremd an. Josefli war schwer krank. In jenen Stunden und Tagen, o da haben wir gefühlt, was das Kind uns allen ist. Da haben wir den lieben Gott gebeten, ihn doch nicht an der Schwelle des Lebens, von wo er noch zurückzuschauen scheint ins Paradies, wieder von uns zu nehmen. Und Gott ließ ihn in unserer Mitte, das herzige, liebe Sonnenscheinchen.

Und jetzt kommt es, das liebe Büblein, klettert da zu mir hinauf und beginnt mit seinen feinen Händchen an meinem Kragen zu spielen. Es ist ganz still, nur hie und da schaut es mit seinen hellen Kinderaugen so seltsam tief und innig mich an und lächelt mit den süßen Lippen. Und da wird mir wohl, es macht so froh, das liebe Sonnenscheinchen, und ich fühle, wenn es warm in meinen Armen liegt, daß ein solches Kind tausendmal mehr wert ist, als alle Reichtümer der Welt. J. M.

Frl. Anna Allen, Lehrerin

Von E. (Fortsetzung)

2. Fräulein Allen war eine haushälterische Lehrerin.

a) Sie war haushälterisch mit ihren Kräften. Sie hat wohl gewußt, daß das Schulehalten eine aufreibende Arbeit ist. — Schon manche junge Lehrerin hat ihre Kraft überschätzt. In einem sonst lobenswerten Eifer hat sie sich durch Unterrichtsstunden noch weiter ausgebildet, hat Musikstunden gegeben. Und dann hat sie aus Ueberarbeitung aussetzen müssen, hat vielleicht sogar den Beruf aufgeben müssen. — Nicht so unsere Verstorbene. Sie hat sich an den gesunden Grundsatz eines alten gnädigen Herrn von Engelberg gehalten. Wenn er einen jungen Pater auf die Universität schickte zur weitern Ausbildung, dann sagte er beim Abschied gewöhnlich zu ihm: „Studieren Sie brav. Aber wissen Sie: wenn Sie dann wieder heimkommen, will ich lieber einen gesunden Esel als ein krankes Roß." — Darum hat Frl. Allen auch die Wochenordnung immer gehalten, die der Herrgott gegeben: 6 Tage sollst du arbeiten und am 7. ruhen. Am Sonntag ließ sie alle Schularbeit ruhen.

b) Sie war haushälterisch mit der Zeit. Mit ihrem Seelenführer stellte sie sich eine bestimmte Tagesordnung auf, und die wurde festgehalten, seltene Ausnahmen abgerechnet. Und dann handelte sie nach dem Sprichwort: Varietas delectat: Abwechslung erfreut und erfrischt. Wenn sie z. B. Hefte korrigieren mußte, dann ging sie nach zwei Stunden Korrektur zu einer andern Arbeit über. — Also Tagesordnung mit Abwechslung!

c) Sie war haushälterisch mit dem Gelde. Sie wollte einspännig durchs Leben gehen. Nur einmal kämpfte sie mit der Versuchung, ob sie sich mit einem goldenen Ringlein an einen Zweispännerwagen anspannen lassen sollte. Die Partie wäre gut gewesen, aber sie konnte sich nicht von ihrem Berufe trennen. Freilich war sie auch nicht so einfältig und kurzsichtig, daß sie ihre Kolleginnen verachtete, die in den Ehestand traten. „Wir müssen auch brave Mütter und Erzieherinnen haben," sagte sie. Aber gerade deshalb, weil sie später auf sich selbst angewiesen war, betrachtete sie ihre gesunden jüngern Jahre als die sieben fetten Jahre und sparte für die magern Jahre der Krankheit und des Alters. Immer war sie standesgemäß bekleidet, einfach und schön. Sie schätzte aber ihre Bildung und ihren Beruf viel zu hoch, als daß sie sich vor der törichten Mode gebeugt hätte. Die Pariser Ausschnitte und Fleischschauwaren verachtete sie in tiefster Seele.

3. Frl. Allen war eine populäre Lehrerin.

Einmal als sie noch jung und — etwas schön war, wurde im Dorfe Theater gespielt. Die Lehrerin sollte auch eine Rolle übernehmen, natürlich die Rolle einer Verliebten. Man sagte ihr, das mache die Lehrerin populär. Die und die Kollegin da und dort hat es auch gemacht. Nach reiflicher Ueberlegung lehnte sie ab. Warum? Sie hielt es für besser, immer einen gewissen Abstand zu wahren und nie auch nur den Schatten von etwas Gewöhnlichem und Gemeinen auf sich ruhen zu lassen. Und die Erfahrung hat ihr Recht gegeben. Sie war populär in bestem Sinne, aber ebenso mit einer gewissen Ehrfurcht geachtet. Sie hat es durch andere Mittel verstanden, sich eine große Popularität, verbunden mit einer ebenso großen Hochachtung, zu erwerben.

a) In der Schule war sie pflichteifrig und streng unparteiisch. Einmal ist der Gaul mit ihr auch durchgebrannt; sie sagte einem schwachen und nicht braven Kinde: „Ja, wenn man deine Eltern kennt, dann kann man auch von dir nichts Gutes erwarten." Kaum gesprochen, bereute sie es; aber es setzte ein für sie unangenehmes Nachspiel ab. Solche Aussprüche des Mißmutes, auch wenn sie noch so wahr sind, kamen nachher nie mehr über ihre Lippen. Dagegen machte sie den Kindern in der Schule oft eine Freude und damit auch den Eltern.

b) Außerhalb der Schule bekümmerte sie sich um Eltern und Kinder. — Wurde die Mutter, der Vater eines Kindes krank, fragte sie das Kind fleißig: „Wie geht es der Mutter? Grüße sie mir, ich wünsche ihr gute Besserung." Gelegentlich machte sie auch Krankenbesuche, besonders dann sogar recht fleißig, wenn eines ihrer Kinder krank wurde. — Zweimal sind Kinder aus ihrer Schule gestorben. O wie hat sie da alles aufgeboten, um durch einen schönen Grabgesang der Kinder, durch Blumen und Gebete den Eltern Trost zu bieten! Das haben die Eltern der guten Lehrerin nie vergessen. Und wenn größere Kinder in die Fremde gingen, so unterhielt sie mit ihnen oft einen schriftlichen Verkehr. Und wenn sie deren Mutter auf der Straße traf, dann fragte sie: „Was macht eure Marie in N. Freundliche Grüße an sie, wenn ihr schreibt." Durch solche Kleinigkeiten wurde Frl. Allen populär.

c) Auch im äußern Auftreten war sie populär. Sie wußte schon, wenn sie einen schönern Hut oder ein köstlicheres Kleid getragen hätte, als die Frau Doktor und die Frau Großrat, dann hätte

das Neid erregt, und der Neid ist ein Feind der Popularität. Sie kleidete sich standesgemäß, einfacher, aber doch wieder schöner als die „noblen" Damen des Dorfes. Und wenn in der Gemeinde eine gemeinnützige und charitative Veranstaltung getroffen wurde, dann machte sie, auf Einladung hin, immer gerne mit. Sie hatte ein warmes Herz für arme Mitmenschen. Aber nie wollte sie die Sache regieren. Sie wußte ja gut genug, daß die Frau „So und so" und die Fräulein N. N. selber kommandieren wollten. Darum wollte sie nicht in das Wespennest hineingreifen; sie half, arbeitete oft am meisten dafür, aber regierte nicht. Klug!

Verschiedenes

Ins Leben. Unter dieser Ueberschrift kommt ein Jugendmädchenblatt heraus, das der Mädchenschutzverein den Schülerinnen der obersten Primar-, Sekundar- und Fortbildungsschulen widmet. Es erscheint 6 mal jährlich, 8 Seiten stark und kostet nur 1 Franken.

Die Gründung dieses Schriftchens ist nicht nur vollberechtigt, sondern auch notwendig. Es will den jungen Mädchen, die der Schule bald enteilen und jenen, die schon Abschied nehmen, um fern vom Vaterhaus ihr Brot zu verdienen, liebevolles Weggeleite geben, es schützen und warnen und ihm auch manch Schönes und Fröhliches erzählen.

Es kann bestellt werden bei Frl. Johanna Müller, Hebelstraße 14, St. Gallen.

Diese Neugründung ist es wert, daß wir Lehrerinnen sie unterstützen und den Mädchen empfehlen.

Wie wohl kommt es uns, wnen wir fortziehenden Mädchen, besonders den Landmädchen, die wie arglose Schäflein in die neue Welt schauen, etwas für sie Passendes empfehlen oder mitgeben können!

Wenn es möglich ist, mehrere Abonnements an eine Adresse schicken zu lassen, wäre dem Verlag sehr gedient. E. M.

Liturgische Exerzitien 1926 im Institut „Stella Maris" in Rorschach, vom 24. April, abends 5 Uhr, bis 28. April, vormittags.

Die Sektion Gallus veranstaltet diese liturgischen Exerzitien. Auch andere Sektionen sind freundlichst dazu eingeladen. — Die liturgische Bewegung verdient unser wärmstes Interesse. Sie führt uns tief in den Geist und die Gebetsweise der heiligen Kirche ein. Darum empfehlen wir angelegentlichst den Besuch dieses Kurses.

Die Kosten belaufen sich auf Fr. 22.50. Unsere Vereinskasse zahlt jeder Teilnehmerin 5 Fr. und die Reisekosten über 12 Fr.

Die wenigen Einzel- und Zweierzimmer werden jenen Kolleginnen reserviert, die im letzten Schuljahre krank gewesen sind.

Anmeldungen für diese liturgischen Exerzitien sind bis 18. April erbeten an Frl. Agnes Knecht, Arbeitslehrerin, Sternackerstr. 8, St. Gallen.

Die andern Exerzitien sind im Sommer und Herbst. Anzeigen gehen direkt und erscheinen später in unserem Blatt. Marie Keiser.

Zur Teilnahme am **Orientierungskurs über die Bekämpfung des Alkoholmißbrauches** wurde in Nr. 12 der „Schweizerschule" schon aufgefordert. Er findet statt im Großratssaal in Luzern, Bahnhofstraße 15, beginnt den 14. April, nachmittags 4 Uhr, und dauert bis zum 16. April, abends. Es sind im ganzen zehn Vorträge vorgesehen. Unter andern werden sprechen: Hochw. Herr P. Desiderius, O. Cap., Luzern, über: „Alkohol und Sittlichkeit"; Hochw. Herr Vikar C. Bischoff, St. Gallen, über: „Alkoholfreie Jugenderziehung"; Frl. Dr. Anna Hug, Luzern, über: „Alkohol und Familienleben"; Herr Bleisch, Luzern, über: „Die Mitarbeit der Frau für die Alkoholgesetzgebung". Auch die andern Vorträge, wie „Alkohol und Gesundheit", „Die gärfreie Obstverwertung", „Wirtshausreform", „Trinkerfürsorge" sind in höchstem Maße geeignet, das Interesse der Lehrerinnen zu wecken und zur Mitarbeit im Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch zu begeistern. Die Leserinnen der „Lehrerin" werden daher gebeten, wenn immer möglich an diesem Kurse teilzunehmen. Anmeldungen bis spätestens 10. April an die Zentralstelle des Schweiz kath. Frauenbundes, Bruchstr. 67, Luzern. Kursgeld für den ganzen Kurs 5 Fr., Tageskarten 2 Fr.

Sammlung von Weihnachtsliteratur für Kinder. Um dem unchristlichen Geiste, der sich in unsern Weihnachtsfeiern in Familie und Schule sehr stark geltend macht, entgegen zu arbeiten, veranstaltet der Vorstand unseres Vereins, auf Anregung der Bibliothek-Kommission, eine Sammlung katholischer Weihnachts-Literatur. Unsere Weihnachtsfeiern sollen nicht nur ein weltliches Gabenfest sein; sie sollen das hohe Geheimnis des Tages weder umgehen, noch abschwächen. So richten wir denn an unsere lieben Kolleginnen (und auch an die verehrten Leser unseres Blattes) die herzliche Bitte, Kinder-Lieder und -Gedichte, welche den Charakter des Weihnachtsfestes wahren, gütigst vor Ende Juni an Frl. Elisabeth Müller, Ruswil, zu senden.

Für alle freundliche Unterstützung dankt zum voraus Marie Keiser.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießen, (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 5 20. Mai 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt Maienkönigin — Tage liturgischer Geistes-Erneuerung in der Ostschweiz — Fräulein Anna Allen — Blumen — Ich habe ja nur Spaß gemacht — Meine Kommunionkerze — Meine einstigen Lehrerinnen — Jugendschutz — Kleine Freuden.

Maienkönigin

Ein Maienabend rötet —
Das Gold verblaßt am Rain.
Im Tann die Amsel flötet —
Und dann zieht Stille ein.

Da weht ein weißer Schleier.
Im milden Frühlingswind
Geht durch die Abendfeier
Maria mit dem Kind.

Und wo sie schritt so sachte,
Erblüht ein Blümelein —
Und wo das Kindlein lachte,
Ein Quellchen springt im Hain. —

Maria, komm, wir warten!
O trag dein Kind auch hin
In unsres Herzens Garten,
Du Maienkönigin!

J. M.

Tage liturgischer Geistes-Erneuerung in der Ostschweiz

Zum ersten Mal veranstaltete die Sektion Gallus des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz liturgische Exerzitien vom 24. bis 28. April im löblichen Institut Stella maris, Rorschach. Das einladende Programm versprach viel, aber die Erwartungen der zahlreichen Teilnehmerinnen wurden so voll befriedigt, daß man nur ein Lob über diese neue, anregende, Geist und Herz erquickende Form von Geistesübungen hörte. Nur zu kurz fand man sie und wünschte ihre Wiederkehr in nicht allzu ferner Zeit.

Leiter und Vortragender war der als Vertreter der liturgischen Bewegung bestbekannte hochwürdige Herr P. Fidelis Böser, Subprior von Beuron. Einleitend machte er uns gleich mit dem Wesen der Liturgie und mit der Methode fruchtbarer Durchführung einer liturgischen Geistes-Erneuerung bekannt. Unter Liturgie versteht man nicht nur die bestimmten äußern Formen, Fassungen und Texte des Gottesdienstes der Kirche, auch nicht blos den künstlerisch-ästhetischen Aufbau desselben. Die Liturgie ist der Gottesdienst, den die Kirche als mystischer Leib Christi dem himmlischen Vater darbringt.

Die drei Vorträge des ersten Tages widmete der hochw. Herr Exerzitienleiter dem Taufdrama. Unsere moderne Zeit kümmert sich wenig um den Tag der hl. Taufe, und doch ist .. so wichtig. Sind wir doch durch die Taufgnade Glieder am mystischen Leibe Christi, also Gotteskinder geworden. Die erste Szene aus dem Taufdrama ist diejenige vor der Kirchentüre, verbunden mit der Frage an den Täufling: „Was begehrst du von der Kirche?“ Muß diese Szene nicht Gedanken der Demut in mir wecken? Aus mir bin ich nichts. Alles bin ich durch die Gnade Gottes. Sie verlangt aber mein treues Mitwirken. Als zweite Szene folgen die Exorzismen und damit der Sieg des Lichtes über die Finsternis. Mit dem Empfang der hl. Taufe war für die ersten Christen die Sünde ein überwundener Standpunkt. Auch wir sollten, nachdem wir die Taufgnade und Unschuld in uns erneuert, ein für allemal mit der Sünde gebrochen haben. In der dritten Szene wird der Täufling in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, also eingegliedert in den mystischen Leib Jesu Christi. Die Vereinigung ist eine dreifache: eine liturgisch-eucharistische: die Interessen des lieben Heilandes sind jetzt seine, resp. unsere Interessen. Die Ehre Gottes soll nun in allem unser Ziel und Streben, und die Sorge um unser eigenes Ich hintangesetzt sein. Sie ist ferner

eine mystisch-persönliche Gemeinschaft: Wir sind gewissermaßen eine einzige Person mit dem göttlichen Heiland geworden. In dem Maße, als wir hineinwachsen in den mystischen Leib Jesu Christi, werden die Leitmotive des Lebens Jesu zu Leitmotiven unseres eigenen Lebens. Drittens ist sie eine mystisch-soziale Gemeinschaft: Diese fordert demütige Hingabe unserer Selbstgehörigkeit und Selbstherrlichkeit und weitgehende Auswirkung unseres Lebens in allen Tugenden der Nächstenliebe. Ja, auch die Sünde des Nächsten soll uns recht demütig stimmen. Sind wir nicht mitschuldig an seinem Vergehen, da durch unsere Sünden und Nachläßigkeiten ein Tropfen Gift in die Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi eingedrungen ist?

Am zweiten Tag führte uns der Vortragende in die Liturgie der Vormesse, des Gebetes und der Zeit (Kirchenjahr) ein. Die Vormesse leitet uns vom Geschöpf zum Schöpfer, weg von den täglichen Sorgen zum Urheber alles Seins, vom Individuum zur Gemeinschaft, vom Erdenlicht zum Himmelslicht. Um Gott immer besser zu erkennen und uns in seine Lehre, sein Evangelium, zu vertiefen, müssen wir lernen, mit übernatürlichen Augen, mit den Augen Jesu zu schauen. Was sollen wir beten? Das, was der mystische Christus betet: Das Lob Gottes, enthalten in den Gebeten der Kirche, den Psalmen. Diesen Gebeten gehört unbedingt der Vorrang vor den Privatgebeten. Sie sind die kräftigsten Gebete, von warmem Gemütsleben durchwirkt, frei von jeder weichlichen Sentimentalität. Seien wir überzeugt, je mehr wir Gottes Ehre zu unsern Anliegen machen, desto mehr wird auch der liebe Gott unsere Anliegen zu seiner Ehre machen. Wie sollen wir beten? Mit Ehrfurcht und Vertrauen, in Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit (Unsere privaten Andachtsbüchlein sind gar oft nicht wahrhaftig!) und in gehobener, freudiger Stimmung. Die Kirche läßt auch am Tage ihrer tiefsten Trauer, am Karfreitag, Freude durchblicken, wenn sie singt: „Seht, das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen!" —

Der Vortrag über die liturgische Zeit belehrte uns, wie sich das Kirchenjahr, — wie wir es jetzt haben, — allmählig ausgebildet hat und ermunterte uns zur Freude und Dankbarkeit, die Feste unserer Mutter, der hl. Kirche erleben zu dürfen als erlöste Gotteskinder.

Der dritte Tag galt dem „hohen Liede" der Vermählung Jesu mit seiner Braut, der Kirche, das heißt der Opfermesse mit ihren drei Teilen: Opferung, Wandlung und Kommunion. Der Offertoriumsgesang leitet die Opferhandlung ein und deutet hin auf den Festgedanken. Wie die ersten Christen im Opfergang Gaben verschiedener Natur zum Altar brachten, so sollen wir nicht ohne geistige Opfergabe erscheinen, etwas von unserem Ich opfern, was uns schwer fällt zu überwinden. Bei der hl. Wandlung wird das größte Ereignis der Weltgeschichte, das Erlösungswerk Jesu Christi in die Gegenwart versetzt. Der Priester spricht die Worte Christi beim letzten Abendmahle und vollzieht damit die Konsekration, und nun opfert sich Christus selbst dem himmlischen Vater als Sühnopfer für die sündige Menschheit auf. So oft wir also mit dem Priester die Messe beten, erneuert sich auf mystische Weise das hl. Kreuzesopfer Christi auf dem Altare. Vertiefen wir uns bei der hl. Wandlung in diesen erhabenen Gedanken, und bemühen wir uns im Leben selbst immer mehr verwandelt zu werden in Christus. Auf die hl. Wandlung folgt das Opfermahl, bestehend aus der Vorbereitung, Vereinigung und Danksagung. Dann nehmen wir den lieben Heiland mit ins Leben hinaus an unser Tagwerk. Vereint mit Ihm dürfen wir frohen Mutes die Arbeit und den Kampf mit den täglichen Schwierigkeiten aufnehmen.

Bei der erhebenden Schlußfeier empfahl uns der hochw. Leiter der hl. Uebungen noch besonders dem Schutze der lieben Gottesmutter. Sie soll uns als Stella maris voranleuchten in die Nacht der Leiden und Kämpfe und für uns bitten, daß wir als freie Gotteskinder immer tiefer in den mystischen Leib Jesu Christi hineinwachsen bis zur Vollendung und frohen Erwartung der Wiederkunft des göttlichen Bräutigams. Dann folgte die feierliche Erneuerung der Taufgelübde und die gemeinsame hl. Kommunion beim hl. Meßopfer.

Es fehlte auch nicht an praktischen, liturgischen Gebetsübungen während den Tagen der hl. Exerzitien, da wir angeleitet wurden, das liturgische Morgen- und Tischgebet lateinisch zu beten, die Vesper und Complet sogar zu singen, in welche Gebetsweisen wir uns jeden Tag besser einlebten. Mit großem Interesse wurden in der Nachmittagsstunde die Erklärungen entgegengenommen, mit welchen der hochw. Herr Pater Fidelis die aus der Mitte der Lehrerinnen erfolgten Fragen beantwortete. Auch vergaßen wir nicht, jeden Tag zu bitten, daß die göttliche Hilfe mit unsern „fratribus absentibus" sei, d. h. vor allem mit jenen lieben Kolleginnen, die durch äußere Umstände gehindert wurden, diese weihevollen Tage mit uns zu genießen.

Zum Schluß entbieten wir innigen Dank allen, die zum Gelingen dieser ersten lit. Geistesübungen ihr Bestes beigetragen haben, vorerst dem Leiter derselben, hochw. Herrn Pater Fidelis Böser, dann

auch dem hochw. Herrn Spiritual Pater Thomas Jüngt für viel gütige Mitarbeit, der wohlehrw. Sr. Direktrice Dominika und allen lieben Schwestern von „Stella maris" für die gastliche Aufnahme und sehr liebevolle Sorge fürs leibliche Wohlbefinden. Ein herzliches „Vergelts Gott" auch unserer lieben Sektionspräsidentin, Frl. Scherrer, die kein Opfer an Arbeit, Zeit und Ferienerholung scheute, um uns diese herrlichen, unvergeßlichen Gnadentage zu verschaffen! — M. F.

Frl. Anna Allen, Lehrerin

Von E. (Schluß)

Der HH. Pfarrer hatte ihr bei Uebernahme der Lehrstelle gesagt: „Sie sind die erste Lehrerin in unserer Gemeinde. Von Ihnen hängt es nun ab, ob die Lehrerinnen hier festen Fuß fassen können." Fräulein Allen hat es verstanden, für den guten Ruf der Lehrerinnen den besten Boden zu schaffen.

d) Aber am tiefsten und dauerhaftesten grub sie ihr Andenken beim Volke ein durch ihre goldene Liebe. Die Liebe ist eine Weltmacht; die ewige Liebe des himmlischen Vaters hat den eingebornen Gottessohn auf die Welt gebracht, und die Liebe des Gottessohnes hat die Welt erlöst. Und die Gottes- und Nächstenliebe der Missionäre und Glaubensboten hat die Welt erobert. Ja, die Liebe ist eine Weltmacht, und darum brachte Frl. Allen sie jeden Tag in die Schule hinein. Was der Sonnenschein für die Pflanze, das ist die Liebe für die Schule. Und oftmals war die Liebe unserer guten Lehrerin das einzige Mittel, um ein Kind auf bessere Wege zu bringen. Darum kamen die Eltern oft, wenn sie mit einem größeren Kinde nichts mehr anfangen konnten, mit dem armen Sünder zur Lehrerin, und mehr als einmal feierte ihre Liebe Triumphe über ein verstocktes Herz und machte damit eine ganze Familie wieder glücklich. Sie selber war dabei die glücklichste, da sie andere hatte glücklich machen können. — Auf der Innenseite des Pultdeckels hatte sie die Worte des hl. Paulus geschrieben: „Die Liebe überwindet alles; die Liebe hört nie auf." Das sind Edelsteine pädagogischer Weisheit. Und wenn es manchmal gar nicht mehr gehen, wenn sie fast verzweifeln wollte, wenn sie bittere Erfahrungen machen mußte, dann öffnete sie ihren Pultdeckel und las diese goldenen Worte, und dann sagte sie zu sich: „Nun gut, Heiland, Dir zu lieb; aber hilf mir."

3. Ihre Altersjahre.

1. Es sind die Jahre, die so mancher Mensch fürchtet, besonders dann, wenn man allein durchs Leben geht. — Aber sind nicht auch Verheiratete im Alter oft allein, und oft sogar andern im Wege? — 36½ Jahre hat Frl. Allen das Schulszepter geschwungen. Sie sah den alten Tagen mit Ruhe entgegen. Sie hatte ja in den fetten Jahren vorgesorgt und war zudem einer Alterskasse beigetreten. Nach und nach machten sich die Beschwerden des Alters bemerkbar. Aber da zeigte die liebe Verstorbene wiederum ihre Seelengröße. Sie sagte: wegen meiner Gebrechlichkeit muß die Schule nicht leiden. Und ich selber will mir deshalb das Leben auch nicht verkürzen. Zudem sind ja genug junge Lehrerinnen da, die gerne eine Stelle annehmen. Ich will Platz machen. Sie nahm also Abschied von der Schule und zog sich ins Privatleben, ins Altjungfernstübchen zurück.

2. Machen wir ihr da noch einen kurzen Besuch. Das war so heimelig und so schön, daß man fast neidisch werden konnte. Schöne Blumen zierten die Fenster. Keine Rede von Alleinsein. Tag für Tag ging sie zur hl. Kommunion; sie hatte nur drei Minuten zur Kirche. Und daheim gab es Arbeit und Sorgen in Hülle und Fülle. Das Sammeln für die Missionen, das sie seit 30 Jahren besorgt, hatte sie beibehalten. Den Tag hindurch kam Besuch; Mütter kamen und holten Rat. Töchter kamen, lachten und weinten bei ihr. Kinder kamen und brachten ihrer Lehrerin die ersten Frühlingsblumen und im Herbst die ersten Früchte vom Garten. Auch liebe Kolleginnen hatten Frl. Allen nicht vergessen. — So gingen fünf Jahre im Altjungfernstübchen in heimeliger Schönheit dahin. So schön hätte sie die alten Tage sich nie träumen lassen.

3. Da einmal im Spätherbst fällt es dem Pfarrer und den Leuten auf: sie haben die Lehrerin einige Tage nicht mehr in der Kirche gesehen. Da muß etwas fehlen. Und wirklich: Es kommt eine Frau zum Pfarrer, weint fast und sagt, er solle auch so gut sein und heute einmal zur Lehrerin kommen; sie sei im Bett. — Der Pfarrer geht hin; da vernimmt er, daß die Lehrerin sich erkältet hat; sie habe ein paar Nächte nicht mehr schlafen können; sie habe so ein Stechen im Rücken. Der Pfarrer sagt: „Ihr müßt den Arzt holen." Der Arzt kommt, horcht, fühlt, klopft und zuckt die Achseln. Die Lehrerin sagt lächelnd: „Ja, Herr Doktor, sagen Sie mir nur die Wahrheit; ich bin bereit; wie Gott will." Der Arzt: „Ja nun, es kann schon wieder besser kommen, aber es ist mir doch lieber, wenn Sie sich versehen lassen." Am andern Morgen empfängt sie die hl. Sterbesakramente. Und es war gut, denn man merkte wohl: die Kräfte nehmen ab. Es kommt zum Sterben. Der Pfarrer steht ihr in der letzten Stunde bei. Während die Umstehenden weinen, lächelt die Sterbende. Die Sterbekerze wird angezündet; leise,

leise betet sie noch: „Jesus, Dir lebe ich; Jesus... Dir... sterbe." Die zitternden Hände halten das Kruzifix fest umschlungen. Da kommen noch Kinder herein; sie haben noch keinen Sterbenden gesehen. Aber wie sie die milden Züge ihrer Lehrerin sehen, da schauen sie die Erwachsenen an und rufen unwillkürlich: „O, wie schön!" Und so stehen sie nun da, beten und weinen und beachten es kaum, wie die Lehrerin den letzten Atemzug getan hat und nun ruhig daliegt auf dem Totenbette.

4. Die Kunde vom Tode verbreitet sich wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Kinder kommen und beten; Mütter, Männer und die armen Leute kommen; sie alle wollen die liebe, gute Lehrerin noch einmal sehen. Nach zwei Tagen wird sie hinausgetragen auf den Friedhof. Ihr letzter Gang ist ein Triumphzug. Die ganze Schuljugend, die Beamten, die Männer und Jünglinge, Frauen und Töchter; überhaupt wer zu Hause abkommen kann, will der Lehrerin das letzte Geleite geben. Drei Priester, die zu ihr in die Schule gegangen sind, kommen und lesen nebst den Ortsgeistlichen die hl. Messe. Und wie die Leute vom Gottesdienst nach Hause gehen, erzählen sie einander, wie die Lehrerin doch ein guter Mensch gewesen sei und ein Glück für die ganze Gemeinde.

Auf den Grabstein der Lehrerin kommen die Worte: „Sie lebt bei uns fort." R. I. P.

Blumen

3. Maßliebchen – Maigedanken

„Komm lieber Mai und mache
die Bäume wieder grün,"

so haben die lieben Kinder schon lange mit frühlingshungrigen Seelchen gelesen. Und die gelitten haben im dunklen, langen Winter, sie riefen sehnsüchtig nach den Maientagen, voll süßer Hoffnung: „Nun muß sich alles, alles wenden." Und nun, o Jubel, ist er gekommen, der liebe, herrliche, vielbesungene Mai. Wie ein kleines, liebreizendes Kind kam er plötzlich herein, nur Blüten und Blumen und Düfte spendend, den blauen Himmel in den Augen, den goldenen Sonnenschein im Haar. Und überall, wo das Kind hingewandert, ist unter seinen Tritten das Maiengrün emporgeschossen, und überall wo es gelächelt, ist eine Blume entsprossen. So ist es Mai geworden, und wohin das Auge sich wenden mag, kann es sich satt sehen an der herrlichen Welt. Am Strauche duftet der Flieder, im Schlehenhag jubeln die Vögel, im Garten leuchten in prachtvollen Farben die Tulpen, und leise schon schwillt die Rosenknospe auf, um zu blühen. Und wo ich meine Schritte hinlenke, liegt Pracht und Schönheit und Sonnenschein. Ich mag jetzt nicht zurückdenken an die Tage, da dieser Rasen mit Schnee bedeckt war und auf dem weißen Feld die Raben krächzten. Jene Zeit scheint ja so weit, weit zurückzuliegen. —

Entzückt ruht mein Blick auf den braunen Kindern, die im Grünen spielen. In ihrem Kraushaar liegt Sonnenschein, und auf einem blonden Lockenköpfchen ruht ein weißes Kränzchen. Da ist sie ja, die kleine weiße Blume, die ihr Auge in lieblicher Unschuld dem Himmel zu öffnet und bescheiden neben ihren großen Schwestern steht. Sie paßt so gut zum Kinde mit seiner für den Himmel erschlossenen Seele. Wie oft mag das holde Jesuskind selbst im Rasen gesessen sein und Maßliebchenkränze geflochten haben für seine liebste Mutter. Was wird sie gesagt haben dazu? Ein inniges Lächeln kam wohl auf ihr mütterliches Antlitz, und die Worte drängten sich auf ihre Lippen: „Kind, du machst mir doch nur Freude!"

Und beinahe 1900 Jahre später, da war es wieder ein liebes, heiliges Kind, das Maßliebchen pflückte und Kränze wob für die süßeste Mutter. Das war ein feines, liebenswürdiges Mädchen. Kennt ihr es? — Schwer krank lag es im Bette und litt und betete und flocht für seine Himmelsmutter weiße Kränzchen. Auch zu ihm wird sie gesagt haben: „Kind, Thereschen, du machst mir doch nur Freude." Denn das Kind war unsere liebe hl. Theresia vom Kinde Jesu, sie, die sich selbst „die kleine weiße Blume" nannte. Ihre Lieblingsblume war das Maßliebchen. Als sie einst im Garten neben einer großen schönen Lilie ein kleines bescheidenes Maßliebchen sah, verglich sie sich mit dem kleinen Blümchen.

Stets brachte sie ihrem Jesus und der Himmelsmutter ihre kleinen Opfer als Blumen dar. Wie werden Theresias Blümchen in der Hand des Jesuskindes geduftet und gestrahlt haben im unvergänglichen Glanze der Ewigkeit. Solche Maßliebchen, wie sie Theresia fand im alltäglichen Leben wollen auch wir suchen und unserer himmlischen Mutter zum Maienkränzchen winden. Du wirst sagen: „Ich — solche Dinge vollbringen wie die hl. Theresia? Nein, solche Blumen finde ich keine auf dieser Welt, ich bin nur ein gewöhnliches Menschenkind." — So sprichst du, aber du bist im Irrtum. Gerade weil wir Menschenkinder sind mit all ihrer Begeisterungsfähigkeit, mit all ihrer Liebeskraft und Sehnsucht nach dem Guten und Besten, gerade deshalb können wir Theresias Blumen finden. Denn, was ist es doch Wunderbares um das Mensch — sein, um das Leben, jene Tage von der Wiege bis zum Grabe, diese Probezeit, in der wir Menschenkinder zu Heiligen heranzureifen vermögen, oder uns selbst durch unsere Taten in die

Hölle verdammen können. Haben wir Gott schon gedankt dafür, daß er uns in Zeit und Leben hineingestellt hat? Denken wir genügend darüber nach, warum wir leben? — Viele denken wohl und philosophieren und finden doch keine befriedigende Antwort, andere, die meisten, denken nichts, leben achtlos in den Tag hinein. Theresia aber, unser kleines weißes Maßliebchen würde uns auf die Frage lächelnd antworten: „Ich lebe, um Jesus Freude zu machen! Ich lebe, um den Willen Gottes zu erfüllen." — Welch herrlicher Blumengarten, welch Paradies würde die Welt, wenn alle Menschen sagen könnten: „Ich lebe, um Jesus Freude zu machen!" Einige wenige verstehen es wohl sich zu freuen und Freude zu machen, — andere wieder stehen abseits, Bitterkeit erfüllt ihr Herz, sie schauen vorwurfsvoll die Fröhlichen an, weil sie wagen glücklich zu sein in diesem schweren Leben. Aber, wer könnte unglücklich sein, wenn er lebt, um Jesus Freude zu machen? In diesem Gedanken verlieren ja alle Schmerzen ihre Bitterkeit, selbst der Tod seinen Schrecken und die kleinen Alltagskreuzlein und Widerwärtigkeiten sind die Blumen, die Jesus erfreuen und Maria. O wie zahlreich stehen sie an unsern Pfaden. Wir müssen sie nur pflücken und der Maienkönigin und ihrem holden Jesuskind streuen. Dann wird ja unser Leben ein einziger, herrlicher Mai, wenn wir jeden Tag Jesus und Maria Blumen schenken. — Wenn aber die Nacht kommt und selbst die Freude zum Schmerze wird und alles, alles dunkel scheint, was dann? — Hören wir, was Theresia aus ihrem Leben darüber sagt: „In meiner Kindheit ertrug ich die Leiden mit Traurigkeit und in der Betrübnis des Geistes, jetzt hingegen genieße ich diese bittere Frucht in der Freude und Wonne des Herzens." Und wie selbstlos klingen die Worte ihres Liedes, wenn sie zu Maria sagt:

„Und alles was er gab, kann Jesus wieder nehmen,
O sage Mutter, ihm, daß mein er schone nicht.
Er mag sich nur verbergen, bis sich einst mein Sehnen
Zum Schauen wandelt, dort im ew'gen Licht."

Doch so Großes verlangt Gott nicht von allen. Auch die bescheidenen Blümchen der kleinsten Opfer lehrt uns Theresia finden, indem sie als Erstkommunikantin schon zu uns spricht: „Ich trachte täglich viele kleine Opfer zu bringen. Ich tue mein möglichstes, um mir keine Gelegenheit entgehen zu lassen." Und wiederum sagt sie:

„Die Leiden und die Freuden, alle Opfer klein
Sind meine Blümelein."

Erinnern wir uns im Maimonat, wenn wir auch Blumen pflücken, der „kleinen weißen Blume Gottes" Theresia vom Kinde Jesu, der liebenswürdigsten Verehrerin der Maienkönigin, die durch ihren Duft und Tugendglanz mit der Krone der Heiligkeit gekrönt, auf uns herniederlächelt und zuruft: „Pflückt Maßliebchen, pflückt Blumen, um Jesus und Maria Freude zu machen!"

Ida Minder.

Ich habe ja nur Spaß gemacht!

„Es ist unglaublich, Fräulein, wie viel Falschheit schon in einem 4jährigen Kinde stecken kann," sagte mir die Dame, deren Kind mir zur Erziehung übergeben wurde. — Diese Worte mir behaltend ging ich ernst und nachdenklich meiner Pflicht nach.

Kann das Wahrheit sein? Kann denn ein 4jähriges Kind mit Ueberlegung und Bewußtsein falsch sein? Liegt die Ursache nicht vielleicht in irgend einer Erinnerungstäuschung, oder hat die sprudelnde Phantasie des Kindes das Unwahre dazu gefügt?

Sehen wir zu! Die Zeit wird lehren.

„Eva, hast du deine Spielsachen zusammengeräumt und in den Schrank gebracht?" — „Ja, Fräulein!" — „Gut, dann gehen wir jetzt spazieren." — „Aber weißt du, Fräulein, das ist nicht wahr, es liegt alles noch draußen." — „Warum hast du denn nicht die Wahrheit gesagt, Eva?" — „Ich wollte eben nicht aufräumen und weißt, ich hab' ja nur Spaß gemacht! —"

„Eva, hast du deine Suppe endlich ausgegessen?" — „Ja, Fräulein!" — „Ach, was sehe ich denn hier in der Suppenschüssel? Die war doch leer. — Das hast doch du gemacht, Eva, nicht wahr?" — „Weißt, Fräulein, die Suppe schmeckt mir nicht, und da hab' ich halt einen Spaß gemacht."

„Kinder, ihr dürft mir ja nicht plantschen beim Entenweiher im Garten unten." — „Nein, Mutti, das werden wir nicht machen!" — „Eva, woher bist du so schmutzig und wieso kommt es, daß deine Hände, Schürze und Kleid ganz naß sind. Waret ihr am Entenweiher und habt ihr dort geplantscht?" — „Nein, Mutti!" gibt Eva mit sicherer Stimme zur Antwort. — „Doch wir haben die ganze Zeit geplantscht dort unten," sagt Peter, er erhält dabei einen feuerroten Kopf. — „Eva, warum sagst du mir denn — nein!?" — „Ach, ich habe ja nur Spaß gemacht."

„Mutti, wer war am Telephon?" — „Tante Friedel!" — Juhui! Heute Nachmittag kommt Tante Friedel mit dem Peter zu uns." — „Wer sagt denn das?" „Du hast es eben ins Rohr gesagt, Mutti, ich habe es ja gehört." — „Keine Spur, Kind! Schlaf du nur ruhig nach Tisch, das stimmt nicht!" —

Nachmittag! — Es läutet. — Wer kommt? — Tante Friedel mit dem Peter. — „Siehst du, Mutti, ich hab' halt doch recht gehabt?" — „Weißt,

Eva, ich hab' ja nur Spaß gemacht, damit du gleichwohl schläfst nach Tisch"! — Aha! —

„Eva, heute bekommst du zum Frühstück kein Ei, denn so viel Eier sind gar nicht gesund für dich." „Aber einen Löffel voll von dir gibst du mir?" „Nein, Kind! — Mutti ißt." — „Na, Mutti, schmeckts? Mutti, du hast so einen hübschen kleinen Löffel voll Ei, der könnte gerade für mich sein." — „Da hast du, Plaggeist! — Nun gib aber Ruhe damit. — „Ach, Mutti, ich kann dir sagen, das Butterbrot alle Tage schmeckt mir nicht ohne Ei." — „So komm, hier hast du noch ein paar Löffel voll Ei." — „Mutti, nicht wahr, jetzt hast du mir doch Ei gegeben, obwohl du mir erst keinen einzigen Löffel geben wolltest?" — „Nun ja, es war ja nur ein Spaß von mir!"

Da haben wir's ja!

Mit kleinen unwichtigen Sachen fängt man an und wohin soll denn das noch führen? Freilich ist es jetzt schon sehr schwer, diesen Fehler der Falschheit völlig auszurotten, der vom Kinde nur als ein Spaß angeschaut wird H. R. Kindergärtnerin.

Meine Kommunionkerze

Sehnsucht hat mich heut ergriffen
Nach der Kerze reich geschmückt,
Die ich einst am schönsten Tage
Innig an mein Herz gedrückt.

Wie ich nun die Kerze suche,
Die im Schrein verwahret liegt,
Dringt ein Schmerz mir durch die Seele,
Weil sie jäh gebrochen ist.

Sinnend steh' ich nun und schaue
Trüben Blicks das Bild drauf an.
Und des Heilands Auge fraget:
Kind, was hast doch du getan?

Einst im Unschuldsfeierkleide
Dientest treu du deinem Herrn!
Und dein Liebesflämmchen brannte
Klar und still für mich so gern.

Doch seit Jahren und seit Monden
Ist die Kerze schon entzwei.
Und du dachtest gar so selten,
Daß die Treu gebrochen sei.

Die du einst mit heil'ger Freude
Mir gelobt beim Gnadenmahl,
Da ich einzog in die Seele —
In dein Herz zum erstenmal!

Komm, o Seele, komm doch wieder
An mein Herz, es ist bereit,
Dich zu segnen, dich zu führen
Hin zur schönen Seligkeit. —

Sachte leg' ich nun die Kerze
Auf den kleinen Hausaltar.
Bring in tiefem Reueschmerze
Gott mich ganz zum Opfer dar. Lucia.

Meine einstigen Lehrerinnen

Von Elisabeth Müller (Schluß)

Fräulein Josephine Bucher.

Sie war unsere Fachlehrerin im Zeichnen und in der Handarbeit. Als Tochter des Klosterarztes von St. Urban erhielt sie dort ihre erste Ausbildung und den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Nach Absolvierung der Klosterschule wurde sie den Ursulinerinnen zu „Mariahilf" in Luzern übergeben.

Nach Aufhebung des Klosters zu St. Urban wanderte die Familie nach Reiden und von dort nach Willisau und zuletzt nach Luzern, wo dann 1864 die älteste Tochter Josephine als Fachlehrerin an die Mädchenschulen zu Mariahilf gewählt wurde. (bei einer Besoldung von 400 Fr.). So kam Frl. Bucher wieder in die lieben alten Räume, wo sie als Institutszögling so glückliche Tage verlebt hatte. Freudig, voll Begeisterung und Liebe für ihren Beruf, trat sie auf ihr Wirkungsfeld. In dieser Beziehung hatte sie vieles mit Frl. Sidler gemeinsam. Arbeiten ohne Unterlaß, wirken, erziehen, für andere leben und sich selbst vergessen, das war ihr ganzes Streben.

Von einem geordneten Lehrgang in den von ihr übernommenen Fächern wußte man damals noch nichts. Frl. Bucher war es, die dem Unterricht im Zeichnen und in der weibl. Handarbeit vorzügliche Ausgestaltung gab. Ihre Leitung war ernst, ihr Vorwärtsstreben und Vorwärtsbringen der Schülerinnen ausdauernd. Man mußte unter ihrer Führung schaffen. Da gab es kein Tändeln und bequemes Nachspazieren. Frl. Bucher wußte aber auch ihre Zöglinge zu beseelen und anzuspornen, daß sie aus eigenem Streben freudig angriffen und vorwärts marschierten.

Manche aus ihnen, die durch ihrer Hände Arbeit eine gesicherte Lebensstellung errungen hat, verdankt ihrer unermüdlichen Lehrerin den Antrieb zu freudigem, zielbewußtem Schaffen. Und manche flickt ihren Kleinen die Röcklein und

Strümpfchen und denkt dabei zurück an die unvergeßlichen Stunden, in denen sie dies alles so schön und genau gelernt hat, und sie dankt der geduldigen Lehrmeisterin, die längst heimgegangen ist.

Infolge eines Herzleidens mußte Frl. Bucher anno 1892 entlastet werden. Sie trat darum vom Handarbeitsunterricht zurück und behielt nur noch das Zeichnen an der 8. bis 10. Klasse. Mit ganzer Liebe widmete sie sich diesem letzten Wirkungsbereich. Wenn Töchter aus Luzern in Seminarien und Instituten im Zeichnen den andern überlegen waren, so hatten sie es dem vorbildlich guten Unterricht bei Frl. Bucher zu verdanken. In der Ornamentik war sie besonders daheim, und ihre Anleitung, selber zu gestalten und zu erfinden, war von gutem Erfolg gekrönt und bereitete viel Freude.

Die Gründlichkeit und Vielseitigkeit ihres Unterrichts imponierte einer in Luzern sich aufhaltenden dänischen Schulvorsteherin so sehr, daß Frl. Bucher im Jahre 1883 nach Kopenhagen und nachher nach Stockholm berufen wurde. Sie folgte dem Rufe und übernahm die Aufgabe, die Lehrerinnen beider Institute in die Methode des allgemeinen Klassenunterrichtes einzuweihen.

Wiederholt kamen Lehrerinnen aus Schweden und Dänemark im Auftrage und mit Stipendien ihrer Schulvorstände auf längere Dauer nach Luzern, um die Methode des von Frl. Bucher erteilten Handarbeitsunterrichtes zu studieren.

Diese Ehrung störte aber Frl. Buchers Bescheidenheit nicht. Im Gegenteil, sie hielt ihr Leben lang an der Meinung fest, es bleibe ihr noch viel, viel zu lernen, und darum benutzte sie auch jede Gelegenheit, sich neues Wissen und Können zu erringen, zum Wohle ihrer Schülerinnen und zu ihrer eigenen Freude.

Ihr Arbeitsgeist blieb rege bis an die Grenzen des ewigen Feiertages. Noch am zweitletzten Morgen sagte sie: „Heute ist mir recht wohl! Ich will viel arbeiten."

Aber so gern sie sich noch weiter betätigt hätte und so sehr sie an ihren lieben Angehörigen hing, stellte sie sich doch mit Gottergebung bereit, all' das Schöne und Liebe zu verlassen und — heimzugehen.

„Ich glaub' ich muß sterben," sprach sie noch kurz vor dem Hinscheiden. „Nun, wie der liebe Gott will, ganz seinem heiligen Willen gemäß!" Dann gab sie sanft einschlummernd ihre schöne fromme Seele dem Herrn zurück.

Fräulein Marie Greber.

Auch sie war eine der lieben alten Mariahilfgarde. 1858 begann sie als Zwanzigjährige ihr Wirken an der 6. Mädchenklasse und versah diesen Posten während der Dauer von 9 Jahren.

Da sie aber in der damals vielbesuchten Töchterschule von Morges und auf der Universität Genf für den Französischunterricht auf's Beste vorbereitet war, wurde sie als Fachlehrerin gewählt. Sie war so ganz die hieher Berufene. Dafür zeugte nicht nur ihre vorzügliche Lehrmethode, die den Schülerinnen leicht faßlich war und sie auffallend schnell vorwärts brachte, sondern auch die Art, wie sie diese Mädchen der obern Klassen zu führen und zu erziehen verstand.

Ihr ganzes Wesen und Auftreten war ein ruhiges, ich möchte sagen, ein nobles, das uns Mädchen Ehrfurcht und Achtung für unsere Lehrerin einflößte. Sie sprach kein Wort zu laut und keines zuviel. Was sie aber sprach, das hatte Geltung. Im Jahre 1879 erhielt sie einen Ruf nach Lyon, wo sie mehrere Monate lang einigen hundert Lehrerinnen Vorträge über Pestalozzis Erziehungs- und Unterrichtslehre zu halten hatte. Sie war aber nicht nur hochbegabt und gebildet, sondern auch gütig und liebevoll zu allen, die ihr nahten.

Ihre Schwestern, die viel an Kränklichkeit li ten, hatten an ihr eine gute, goldtreue, selbstlose Seele, die ihnen des Pilgerlebens Mühseligkeiten tragen half und Sorg und Leid versüßte. Noch mehr! An den früh verwaisten Töchtern ih es Schwagers, Professor Arnet, und auch an der Waise eines Bruders übernahm sie Mutterstelle und löste diese hohe Aufgabe mit soviel Geschick, Verständnis und Liebe, daß keine Mutter es besser zustande gebracht hätte.

Die glücklichen, wohlerzogenen Schützlinge waren aber auch der hochherzigen Tante in inniger Liebe und Dankbarkeit ergeben und verschönerten ihr das Alter bis zur letzten Lebensstunde. — Und wie werden erst die so früh heimgegangenen Eltern im Jenseits drüben ihrer edlen Vertreterin danken!

Als sich in Luzern ein Verein gründete, der die Bekleidung armer Schulkinder übernahm, stellte sich Fräulein Greber auch da zur Verfügung. Jahrzehnte lang besorgte sie die wollenen Strümpfe, indem sie das Material einkaufte und bei wohltätigen Menschen um das Verarbeiten bat, das dann um Gottes Lohn besorgt wurde.

All' das tat sie in Stille und Bescheidenheit, und gewiß kehrte manche Freude, die sie spendete, zehnfach in ihr eigenes gutes Herz zurück.

Nach vierzigjähriger Wirksamkeit trat sie in den wohlverdienten Ruhestand. Gott schenkte ihr einen langen, friedlichen Lebensabend in Geistesfrische bis über die 80 hinaus, so daß sie noch Privatschüler unterrichten konnte.

Bereit für den Flug in die ewige Heimat, legte sie ihr Leben in Gottes Hand. Ihm hatte sie es ja geschenkt und für Ihn hatte sie gearbeitet im Garten der Jugend.

Mit Fräulein Greber stieg die Letzte der lieben alten Mariahilfgarde in das Grab. Aber wenn einst der ewige Ostertag anbricht, werden sie frohlockend auferstehen und es wird an ihnen sich erfüllen die Verheißung der hl. Schrift!

„Die da viele führten zur Gerechtigkeit, sie werden leuchten wie die Sterne." Möge dann auch von den vielen, vielen Schülerinnen keine einzige fehlen beim letzten großen Appell!

Jugendschutz

Lehrer, Erzieher schützt die Kinder, schützt die Jugendlichen vor dem Alkohol!

Vorbeugen ist leichter als heilen! Diese dringende Mahnung klang immer wieder mit bezwingendem Ernste aus den vorzüglichen Referaten und den anschließenden Diskussionen des in Luzern vom 14.—16. April vom Kath. Frauenbund veranstalteten Orientierungskurses über den Alkoholmißbrauch.

Hr. Dr. med. Gariner, Zug, führte in seinem interessanten Vortrag über „Gesundheit und Alkohol" aus, daß schon sehr geringe Mengen von Alkohol die körperliche und seelische Entwicklung der Kinder und Jugendlichen gefährden und hemmen. Verabreichung von Alkohol in jeder Form auch zu sogenannten Stärkungszwecken an diese sei verwerflich.

Hochw. Hr. Pater Desiderius O. C. Luzern, schilderte mit gewohnter Meisterschaft die erschreckenden Folgen der Entsittlichung infolge Alkoholmißbrauch. Er rief der Willensgymnastik, der Weckung des Sühne- u. Opfergedankens im Kinde, der helfenden Tat, kräftiger Förderung des Jugendbundes; intensive Mitarbeit der Lehrer und Erzieher im Kampfe gegen den Alkoholismus sei Standespflicht.

Frl. Dr. Hug, Luzern, sprach über „Alkohol und Familie" in feiner, fesselnder Frauenart. Sie berührte die Gefährdung des jungen Mädchens durch den Alkohol in Gesellschaft und in Bekanntschaft, die Trinksitten, den Zusammenhang zwischen Führung des Haushaltes, besonders der Küche, und Alkoholismus. Sie betonte die überaus große Bedeutung gut geleiteter Haushaltungsschulen und verlangte Einschränkung der Fleischkost und der scharfen Gewürze. Sie sprach von der Notwendigkeit eines traulichen Heims und einer alkoholfreien Jugenderziehung bis zur Geschlechtsreife.

Hochw. Herr Vikar Bischof, St. Gallen, zeigte in packender Weise die Notwendigkeit der alkoholfreien Jugenderziehung in körperlicher, sittlich religiöser und geistiger Beziehung; dann ließ er uns hinein sehen in die Werkstatt seiner Jugendsorge in Jugendbundgründung und Leitung. Diese Organisationen brauchen wenig Arbeit, machen viel Freude und es quillt ein reicher Segen daraus hervor. Es brauche bloß ein wenig Liebe und Verständnis für die Kinderseele und viel Gebet, sagte er, und man erziele schöne Erfolge. Schwieriger in der Leitung aber ebenso notwendig seien die Jugendliguen.

Lehrer, Erzieher, wirkt mit an der alkoholfreien Jugenderziehung, stählt den Willen der Kinder, macht sie hellsichtig für die schweren Schädigungen des Alkohols. Vergeßt nicht, daß auf Euch als den Bildnern der neuen Generation ein großes Stück Verantwortung liegt für den kulturellen Auf- oder Abstieg unseres Vaterlandes. In Eurer Hand liegt die Zukunft unseres Volkes. W.

Kleine Freuden

Kennt ihr sie auch, die kleinen, stillen, heiligen Freuden mit den lachenden Sonnengesichtern! Ein Blütenöffnen und Blumensprießen; ein Amselsang und Drosselschlag zur Lenzeszeit — ein Tautröpfleinglitzern und Bächleinmurmeln — ein Feldblütenstrauß aus Kinderhand — ein teilnehmender Blick — ein liebes Wort! —

Und wißt ihr auch, wie es tut, wenn diese kleinen Freuden an grauen, schweren Tagen verstohlen mit ihren kleinen Händen nach den unsern greifen und neben uns wandeln, wenn wir traurig unsere öde Straße ziehn? —

Wie süß ist dann unser Leid! Ein Blick — ein kleiner Blick zur Seite, und wir können ins lachende Gesichtlein einer kleinen Freude schauen, in ein Stück Sonnenschein!

Lucia.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießen, (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 6 17. Juni 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Lehrerinnen-Exerzitien 1926 — Ein Lichtlein seh' ich flimmern — — — Herz-Jesu-Grüße — Die hl. Theresia, Ergänzung zu den Maigedanken.

Motto: „Der Herr lenkt mich wie ein Hirte und nichts wird mir mangeln. Auf reichen Weideplatz hat er mich geführt. An erquickenden Wassern zieht er mich auf.“ (Ps. 22.)

Lehrerinnen-Exerzitien 1926

im Institut Ingenbohl vom 9. August bis 13. August 1926

Liebe Kollegin!

Das Exerzitienglöcklein ertönt wieder; sein Ruf ist innig bittend. Komm, liebe Lehrerin, komm mit Maria zu Jesu Füßen, um in alle Tiefen göttlicher Pädagogik eingeführt zu werden. — Laß Dich nicht abhalten durch eitle Beweggründe! Laß das Glöcklein nicht umsonst in Deine Seele klingen! Laß den Heiland nicht vergebens harren! Er sehnt sich darnach, Dir die himmlischen Güter seiner Gnade und Liebe reichlichst zu schenken, besonders in diesem heiligen Jubeljahre. — Die Exerzitien beginnen abends 7 Uhr und endigen vormittags. — Der Pensionspreis beträgt für Vereinsmitglieder 15 Fr. Reisekosten über 12 Franken werden vergütet. Einzel- und Zweierzimmer verursachen eine weitere Auslage. Nur ältere oder kränkliche Lehrerinnen haben Anspruch auf solche. — Anmeldungen sind bis spätestens 10 Tage vor Beginn der Exerzitien an Fräulein

G. Biroll, Lehrerin, Altstätten, einzusenden.

Der Vorstand des Vereins katholischer Lehrerinnen

Ein Lichtlein seh' ich flimmern — —

Ein Lichtlein seh' ich flimmern
Hinaus in die stille Nacht,
Das hat mir schon oft in die Seele
Den süßesten Frieden gebracht.

Ein Lichtlein seh' ich flimmern
Gar einsam in stiller Wacht.
Es rufet so viele der Sünder
Zu sich mit magischer Kraft.

Ein Lichtlein seh' ich flimmern
Durchs schmale Fensterlein.
Vom Heiland ein stilles Grüßen,
Ihm doch meine Liebe zu weihn. Lucia.

Herz-Jesu-Grüße

Tausend goldne Aehren wiegen sich unter der blauen Himmelsglocke und ihrer strahlenden Krone, der Sommersonne. Blutroter Mohn und tiefblaue Kornblumen schaukeln sich dazwischen, nicken sich zu, lassen ihre Blütenblätter im Winde flattern und tauschen flüsternde Sommergrüße mit den Wachteln im Korn und den hochaufsteigenden Lerchen, die von oben ihr jauchzendes Lied herunterschmettern. In purpurnem Schimmer schüttelt die Rose ihre Tauperlen ab, entfaltet ihr Blütenkleid — opfert balsamische Düfte — gibt ihr Herzblut her. Glühwürmchen u. Johanniskäferlein beleuchten mit ihrem Sternenglitzern die Wege ihres Schöpfers. Die Natur lobt ihren Schöpfer! — Herz Jesu, du Wonne der ganzen Schöpfung, erbarme dich unser!

Welch frohes Blumenpflücken, Kränze winden, welch freudig Schmücken des Herz Jesu-Altars! Alle im Hause werden dazu aufgefordert; selbst Großmütterlein, der kleine Blondkopf müssen mittun. Während alles geschäftig zusammengetragen wird, gleiten über die greisen Hände die Perlen des Rosenkranzes, angehaucht vom Stammeln der zappelnden Kleinen, die Großmütterleins Schoß besetzen. — Die Unschuld und das Alter müssen beten, daß die Arbeit der andern gelingt. Schon leuchtet aus der Blumenpracht ein flackernd Licht empor. Die dem Herzen Jesu geweihte Familie kniet in stummer Andacht nieder; Herz Jesu, brennender Feuerofen der Liebe; erbarme dich unser! — —

Dem Herzen Jesu singe, mein Herz in Liebeswonn! . . . Glockenhelle Kinderstimmen jubilieren den Morgengruß ans Herz Jesu in die sonnige Welt hinaus. Die alte Linde auf dem Schulhausplatze lauscht auf; die Gräslein schütteln ihre Tautröpflein ab — und all die vielen tausend Blumenkinder im Wiesenhain stimmen mit in den Lobgesang ein. — O Herz für mich gebrochen aus übergroßer Huld — die Blümlein neigen ihre Häupter; die Stimmen der Kinder werden leiser — zarter, ihre Herzlein weich. Die Geige in der Hand der Lehrerin singt heute so reuevoll u. innig „Von einer Lanz durchstochen ob meiner Sündenschuld". Vom kleinen Schulaltar blickt so liebevoll das Auge des göttlichen Erziehers auf die fromme Schar und segnet — segnet —. Und Herz und Hand sind weit geöffnet, um alle zu erfassen, alle mit seinem Herzblut zu erquicken und alle in seinen Tiefen zu verbergen.

Herz Jesu, König und Mittelpunkt aller Herzen, erbarme dich unser!

Der Tag neigt sich im Westen. Der Abend legt sich über die Baumkronen mit seinem violetten und rosigen Schleier. Die Natur haucht ihr Abendgebet und schlummert gesegnet ein. Nur die Menschen wollen noch nicht ruhn. Die Gottesstille des versinkenden Tages ruft sie in's bescheidene Dorfkirchlein. Da knien sie, Kopf an Kopf; schöne und verstaubte Seelen; Sonnenkinder und Kreuzträger — Lebensblühende und Todgeweihte zu Füßen des Herzens Jesu. Und flehen und bitten und ringen; sie loben und preisen und danken, das heiligste göttliche Herz.

Herz Jesu, reich für alle, welche dich anrufen, erbarme dich unser!

Lucia.

Die hl. Theresia — Ergänzung zu den Maigedanken

Ich kann es nicht unterlassen, noch einmal auf das Thema der „Maigedanken" zurückzukommen. Ein kleines Ereignis gibt mir Anlaß dazu. Sagte mir doch letzthin eine katholische Lehrerin, Theresia vom Kinde Jesu sei keine große Heilige. Wie mich dies Wort ins Herz traf, als wäre es eine persönliche Beleidigung. Theresia — keine große Heilige! Da würde die „kleine weiße Blume" lächeln und sagen: „Ich will nicht groß sein, ich will klein sein." Ist sie deshalb keine große Heilige? — Ist es an

uns armen Menschenkindern, zu urteilen? — O wie werden wir einst staunen, wenn wir in der Ewigkeit den Glanz und die Glorie der Heiligen schauen dürfen. Dann wagen wir kaum unsern Blick zu erheben, denn wir müssen bekennen, daß alle Heiligen groß sind und wir so klein. Keines wird größer oder schöner sein als das andere, jedes wird strahlen in seiner eigenen Schönheit, und unter ihnen leuchtet weiß und rein wie eine Taube die einzigartige, kindliche hl. Theresia.

Theresia — keine große Heilige! Ja, Menschen, die ein dramatisches, in die Augen stechendes Leben höher einschätzen als ein stilles, insichgekehrtes, einfältiges, — denen wird Theresia im ersten Augenblick vielleicht fade, gewöhnlich, gehaltlos erscheinen. Menschen, die wertblind sind für die tiefsten Werte, werden das stille Kind, die weltvergessene Klosterfrau bedeutungslos finden. Sie werden sagen: „Es ging ihr ja immer gut. Sie war ein verwöhnter Liebling. So ist gut, heilig zu leben." — Haben jene Menschen, die so reden, nur ein einzigesmal nachgedacht, was es heißt „aus Liebe leben", was es heißt, seinen freien Willen andern freiwillig unterzuordnen, wenn man jung, lebensfroh und intelligent ist wie Theresia. Das brauchte gewiß Mut, Demut, Energie in großem Maße und eine grenzenlose Liebe. Betrachten wir Theresias Naturanlagen, ihren lebhaften Geist, ihr überaus zart empfindendes Gemüt, ihre Talente, ihre Schönheit, alles Dinge, die sie nach menschlicher Berechnung in der Welt zu Glanz und Größe erhoben hätten. Doch Theresia erkannte schon früh den Willen ihres himmlischen Vaters und, die Nichtigkeit der irdischen Dinge begreifend, sehnte sie sich nur nach dem einen, der Hingabe an Gott. Ganz klar schaute sie ihren Weg, er führte nach dem Karmel. Und um diesen Weg gehen zu können, kämpfte sie schwer. Staunend bewundern wir die Energie, welche das fünfzehnjährige Mädchen zeigte, als es galt, für ihren Beruf einzustehen. Selbst vor dem hl. Vater öffnet die schüchterne Theresia ihren Mund. Wie bitter jedoch waren für ihr Gemüt die Enttäuschungen, als ihr Wunsch sich nicht zu erfüllen schien!

Gerade ihre Naturanlagen waren dazu geschaffen, daß sie tief litt, wie sie sich auch tief freuen konnte. Deshalb, weil sie in tiefster Seele durchlebte, was an sie herantrat, können wir nie ermessen, wie Theresia gelitten hat. Und wie großmütig ertrug sie alles Schwere, bot sich ja selbst dem Jesuskind als Spielball an und erzählt in ihrer liebenswürdigen Art, wie das Jesulein seinen Spielball zusammengekrampft und weggeworfen habe, bis es ihn wieder nach Kinderart liebevoll ans Herz drückte. Was Theresia als kleiner Spielball gelitten haben mag, erwägen wir wohl zu wenig, wenn wir ihre kindlichen Zeilen lesen. Ungezählte innere Leiden stürmten durch ihre empfindsame Seele, von denen wohl kein Mensch eine Ahnung hatte. Wie ertrug sie dies alles? Anfangs, erzählt sie, konnte sie auf ihrem Gesichte den Schmerz nicht verbergen. Nach und nach aber wurde sie so stark, daß ihr der bitterste Schmerz süß und willkommen erschien und es ihr größtes Glück war, für die Seelen zu leiden. Wie oft schreibt sie in der „Geschichte einer Seele", daß es dunkle Nacht gewesen in ihr, wie Jesus in ihrem Lebensschiff geschlafen, Tage und Wochen lang. — Viele werden vielleicht lächeln und ein solches Empfinden nicht verstehen. Sie fühlten wohl noch nie, wie bitter es ist, Wochen lang oder nur Tage lang ohne Trost zu leben. Wie viel Tröstendes begegnet uns tagtäglich, — wenn wir nun zu einem lieben Menschen kämen und es erschiene uns, als würde er sich wegwenden, uns nicht mehr beachten, wie bitter weh würde uns das tun. Wenn aber Jesus sich scheinbar seinem Bräutchen entzog, er, der ihr der Alleingeliebte bedeutete? — Also kann niemand behaupten: „Es ging ihr immer gut. Sie hat nichts durchgemacht!" — Und wenn diese, Theresias Seelenleiden, die kein Mensch, nur Gott beurteilen kann, nicht genügen, ihre Größe klar zu zeigen, so muß doch selbst jeder verstummen vor der Heldenhaftigkeit, mit der die Heilige ihre körperlichen Leiden ertrug. Das sind Tatsachen, die keiner bezweifeln kann. Doch wer weiß, ob vor Gott ihre innern Leiden nicht unsagbar größer waren als die leiblichen? —

Theresia, — keine große Heilige? Etwa, weil sie klein sein wollte, weil sie vor Gott ein Kind bleiben wollte, ein kleines Kind, dessen Lieblichkeit ihn stets ergötzt, dessen Schwachheit ihn immer wieder zum Erbarmen bewegt? Diese Kindlichkeit ist es eben, die zum großen Teil Theresias Eigenart ausmacht. Und diese Kindlichkeit brachte sie auf den Gedanken, einen eigenen Weg zu gehen, den „Weg der geistigen Kindheit." Wohin er sie geführt, wir wissen es, zu großer Vollkommenheit und Heiligkeit. Es scheint besonders liebreich von der Vorsehung, daß sie diese kindliche Heilige gerade in unserer modernen Zeit heranreifen ließ, in dieser Zeit, wo man das Leben so schwer, düster, verwickelt und unkindlich als möglich lebt. In dieser Nacht leuchtet auf einmal Theresia wie ein milder Stern auf und wandelt so schlicht und natürlich und einfach den Weg ihrer geistigen Kindheit, uns zeigend, daß kindliches Gottvertrauen immer zum Ziele führt. — Groß und erhaben erscheint uns eine hl. Elisabeth in ihrer mütterlichen Frauengüte, heldenhaft steht vor uns eine Märtyrerjungfrau wie Cäcilia, aber am meisten freuen wir uns, wenn Thereschen dem Jesuskinde Blumen streut. — Eine Märtyrin werden können wir wohl nicht, eine hl. Elisabeth nachahmen jedenfalls nur im Kleinen, aber Theresias Weg wandeln können wir alle, alle, nicht nur die Klosterfrau, wir alle, jede Seele. Oder wer könnte nicht in Kindeseinfalt vor Gott hintreten, der

spricht: „Ist jemand ganz klein, so komme er zu mir." Hören wir, was Theresia dachte, als sie obige Stelle las: „Ich näherte mich also Gott. Weil ich wissen wollte, was er mit den ganz Kleinen tun werde, suchte ich weiter und fand folgendes: ‚Wie eine Mutter ihr Kind liebkost, so will ich euch trösten. An meinem Herzen werde ich euch tragen und auf meinen Knien euch wiegen." Darum brauche ich nicht größer zu werden. Im Gegenteil ich muß klein bleiben und es immer mehr und mehr werden." Wer freut sich nicht im Herzen über diese Worte? Ja, wahrhaft groß muß die Seele gewesen sein, die so schlicht und einfach wie in Kindesnatur ihrem Gott entgegentreten konnte. Wahre Kindlichkeit trifft man nur bei großen Menschen, denn alles Große muß ja einfach und schlicht sein. Die Welt, die flüchtigen Alltagsmenschen, sie urteilen eben anders, weil sie blind sind für die höchsten Werte. Treten wir hin zu Theresia und bitten wir sie: „Gib uns den Geist der Kindlichkeit, daß wir auf Erden so klein sein wollen wie du, große hl. Theresia."

Theresia, — keine große Heilige? Wer schon über ihre grenzenlose Liebe nachgedacht hat, wird dies nicht behaupten. „Mein Beruf ist die Liebe!" rief sie aus und diese ihre Worte, waren nicht nur ein leerer Schall, denn sie machte sich die Liebe wirklich zum Berufe. Und wiederum sagte sie: „Ohne die Liebe sind alle Werke, selbst die glänzendsten, bloße Nichtigkeiten — nein, Jesus verlangt keine großen Werke, sondern nur Hingabe und Dankbarkeit, d. h. Liebe." — Wir stehen mitten im Weltgetriebe, wo man fast meinen könnte, es gehe ja alles ohne die Liebe. Wahre Liebe ist so selten geworden. Der Nächste scheint ein Unbekannter zu sein und Gott der Unbekannteste. Da sagt eine weltvergessene Klosterfrau: „Die glänzendsten Werke sind nichts ohne die Liebe," und ihr Leben ist eine einzige erhabene Predigt der Liebe. So glühend war ja Theresias Gottesliebe, daß sie sich ihm als Schlachtopfer der Liebe hingab. Sie hatte nur ein Verlangen im Himmel und auf Erden: Jesus zu lieben, ihn zu erfreuen. Und dies Verlangen setzte sie auch in die Tat um und ließ keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, bei dem sie dem Geliebten ihrer Seele ihre Liebe beweisen konnte. Und geschah augenblicklich nichts, das ihr Gelegenheit dazu geboten hätte, so bekannte sie Jesus immer wieder ihre Liebe. Und warum liebte sie in diesem Maße? Um seiner selbst willen, nicht des Lohnes wegen, nicht um getröstet zu werden, also in lautersster Hingabe und reinster Absicht. Ist sie nicht einzigartig groß in ihrer Liebe? — Wir lieben wohl auch, — oft meinen wir sogar, innig zu lieben. Und dann kommt ein Leiden und wir sehnen uns schon wieder nach Tröstungen und sind nicht fähig zu sagen: „Jesus, ich verdiene keinen Trost, ich verdiene noch viel größere Leiden, und ich will sie dir zuliebe ertragen!" — Die kleine, weiße Blume war ganz erfüllt von dem Bewußtsein, daß eine große, glühende Liebe das Wichtigste ist, um zur Heiligkeit zu führen. — Und wie groß zeigte sie sich auch in der Liebe zu ihren Mitschwestern und zu allen, die sie kannte, von der innigen Liebe, die ihr durch die Bande des Blutes eigen war bis zur heroischen Liebe, die sie jenen erwies, welche ihrer vornehmen Natur abstoßend erschienen. Erzeigte sie sich doch am liebenswürdigsten im Verkehr mit jener Mitschwester, gegen welche ihr die Natur eine starke Antipathie einflößte. Und aus was für einem Grunde war sie in den strengen Karmeliterorden eingetreten? „Um Seelen zu retten und für die Priester zu beten." Immer leuchtet die Liebe wahrhaft groß und erhaben aus ihrem Leben. Und wir wollten behaupten, Theresia sei keine große Heilige — wir, die wir so liebeleer, so bloß und arm dastehen? „O hl. Thereschen, erflehe uns die Gnade, dem Beispiele deiner Liebe nachzufolgen."

Als Theresia noch lebte, sagte sie einmal: „Nach meinem Tode werde ich einen Rosenregen fallen lassen." Hätte sie dies nur versprochen und nicht auch erfüllt, ja dann könnten wir behaupten, Theresia sei keine große Heilige. Doch wir wissen, wie großartig ihr Versprechen in Erfüllung ging und noch geht. Wie viele Kranke, die auf ihre Fürbitte geheilt wurden, würden das jubelnd bezeugen, wie vielen, die ein schweres Kreuz trugen, hat es Thereschen liebreich abgenommen, wie viele Tränen getrocknet, wie viel Not gelindert, wie viel Trauernde getröstet. Wie würden wir staunen, wenn vor unsern Augen auf einmal die weiße Blume mit ihren tausenden Schützlingen vorbeizöge! Im Himmel wohl wird uns dies klar vor Augen treten, und vielleicht sind wir auch unter der Schar ihrer Verehrer und Freunde. Stellen wir uns hier auf Erden schon unter ihren Schutz, machen wir sie zu unserer Freundin, wir, die wir Fremdlinge und Pilger sind auf dieser Erde. Wie froh wird einem im Gemüte im Gedanken, daß droben in der Heimat eine hl. Freundin uns erwartet, für uns bittet und liebevoll uns auf dem mühevollen Weg weiterwandern hilft!

Ida Minder.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießern (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 7 22. Juli 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt Die Lehrerin und der Sonntag — Mysterium fidei: Das Geheimnis des Glaubens — Wenn die Tautröpflein glitzern — Kinderskizzen: 8. Das Rellenegg-Marieli — Totenglöcklein

Die Lehrerin und der Sonntag

Samstag ist's! Die Feierabend-Glocken erklingen! Wie lieb und traut, wie ernst und feierlich! Es ist mir immer ein seelischer Genuß, dem Samstag-Abendläuten zu lauschen! Und unwillkürlich leitet es mich hinüber in ein fernes, weites Land, es weckt Ewigkeitsgedanken. Und wieder ist eine Woche dahin mit ihren Mühen und Sorgen. Wir räumen auf und schließen ab, doch nicht in der Weise der überemsigen, aufgeregten Hausfrau, die sich und ihre Magd bis spät in die Nacht hinein mit Scheuern und Putzen quält. Seien wir keine Pedanten! Ordnung wollen wir, aber wir möchten auch mit einer gewissen Ruhe dem lieben Sonntag entgegen gehen.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn! Er gehört also dem lieben Gott, und dem wollen auch wir ihn schenken. Es gibt wohl wenige unter uns, welche der Sonntag-Morgen nicht an der Kommunion-Bank trifft. Dort sammeln wir uns alle, frühe, aber nicht zu frühe. Wenn wir am Sonntagmorgen uns ein Stündchen mehr Schlaf gönnen können als Werktags, so nehmen wir das sehr gerne an. Und das Beichten verschieben wir ja sowieso nicht auf die Sonntagsfrühe; Rücksicht auf Priester und Volk verlangt das von uns. Und dann feiern wir Sonntag mit der ganzen Gemeinde im Pfarrgottesdienst. Singst du mit im Kirchenchor? Nun, so lasse deine Stimme hell erklingen zu Gottes Ehre und gib den Mitsängern das Beispiel der Ruhe und der Sammlung! Ist dein Platz bei den Kindern? O, da sehe ich dich am allerliebsten! Die Lehrerin betet mit den Kindern und bei den Kindern! Es ist die Beaufsichtigung der Jugend zwar nicht eine angenehme Aufgabe, aber eine verdienstliche. Die Kinder müssen ein Auge über ihnen haben. Ohne irgendwelche Mahnung oder Strafe wird es kaum abgehen! Halten wir das Auge offen, aber merken wir uns den Grundsatz: In der Kirche und wegen der Kirche möglichst wenig strafen. Wenn wir nur da sind! Und wir werden es so weit bringen, daß uns die Beaufsichtigung der kindlichen Beter oder Störenfriede nicht mehr stark in der Sammlung hindert. Wenn du kannst, sorge dafür, daß das Mittagsmahl am Sonntag etwas reichlicher ausfällt als an Wochentagen. Eine kleine Zugabe erhöht die Sonntags-Stimmung und macht Freude.

Vielleicht hast du am Nachmittag bei den Kleinen Christenlehre zu halten. Ein Segensamt, eine Gnadenstunde! Wenn nein, so besuchst du wohl öfters die Christenlehre in der Pfarrkirche. Es ist dies im Interesse des Beispiels eine gute Tat, und ich habe immer gefunden, daß ich damit viel gewonnen — Bereicherung und Vertiefung. So hätten wir nun dem lieben Gott die Ehre gegeben. Der Sonntag ist der Tag des Herrn.

Aber er ist auch unser Tag, der Tag, der unsere Seele und unsern Leib erquicken soll, der Tag, an dem wir, mehr als sonst, uns angehören, also mein Tag. Heute soll ich ruhen, ja mich recht ausruhen, körperlich und seelisch erholen. Also heute keine Korrektur, keine Vorbereitung auf die Schule, keine Vereins-Schreiberei. Weg mit all dem! Etwas lesen, das mich freut, etwas Schönes, nicht allzu Ernstes, aber durchaus etwas Gutes, ein Spiel im Familienkreise, eine Unterhaltung mit einer Seele, die mich versteht, der Besuch eines armen Kranken, der ihm und mir wohltut, ein Spaziergang in Flur und Wald, eine musikalische Unterhaltung, kurzum etwas, das mich beglückt, mich die Sorgen des Alltags etwas vergessen läßt! O liebliche Sonntagsstille, o glückliche Sonntagsruhe! Dank dir, o lieber Gott, daß du uns den Sonntag gegeben!

Nicht wahr, liebe Kollegin, so gefällt dir der Sonntag auch am besten? O ja, dein Sonntag sei dir ein Tag des Herrn, aber auch eine Ruhepause in deinem anstrengenden Berufe. Wie notwendig ist dir diese! Gönne dir die Ruhe, sei nicht zu hart mit dir selbst!

Deine Schüler sollen an dir sehen, wie man den Sonntag hält! Ja, sie müssen es mit ihren Augen sehen; darum ist's aber auch durchaus notwendig, daß du den Sonntag mit deiner Gemeinde und deinen Kindern feierst. Also nicht davon laufen am Sonntag! In den Ferien kannst du ja daheim bei deinen Lieben sein, und es ist ja sehr lobenswert, wenn dein Vaterhaus dir über alles wert ist. Auch zwischen hinein mag dich noch dieser oder jener Anlaß nach Hause führen; aber das sei eine Ausnahme. Und niemand soll dich zwingen müssen, dies Opfer zu bringen. Die Erkenntnis, daß du zu deiner Gemeinde gehörst, daß du da daheim sein mußt, wo dir der liebe Gott das Wirkungsfeld angewiesen, diese Erkenntnis muß deinem Pflichtgefühl und deiner Liebe zum Beruf entspringen. Und nie wirst du an deinem Posten festen Fuß fassen und mit der Gemeinde verwachsen, wenn du den Sonntag nicht mit ihr feierst. Was du bist, das sei ganz! Und so möge der Segen eines vollen Sonntagfriedens und Sonntagsglückes dich begleiten in dein freundliches Stübchen, in deine liebe, traute Schulstube, auf allen Wegen und Stegen!

M. Keiser.

Mysterium fidei — Das Geheimnis des Glaubens

Gedanken über die Liturgie der Priesterweihe

Das hinterste Zimmer im obern Gang des Priesterseminars ist beinahe ausgeräumt und leer. Vor dem Fenster leuchten noch die roten Geranien; sie wachsen in feuchter Erde und haben ihr Wasser erhalten, heute wie alle Tage; die sorgliche Schwester hat sich davon überzeugt. See und Berge und Himmel grüßen schimmernd herüber, heute wie immer, und tauchen das Stüblein mit hinein in den blauen Duft ihres Abendfriedens. Die Wände sind leer, nur das Kreuz hängt am Kopfende des Bettes, keine Bücher, keine Hefte, keine Federn, keine Tinte, keine Kleider mehr, nur ein paar kleine Rahmen stehen noch herum, in dem einen das Schutzengelbildlein, das wohl vor Jahren dem braven Ministrantenbüblein vom Pfarrherrn geschenkt wurde, in der andern das rührende Miniaturblättchen in Pergament, das die Klosterfrau dem Kleriker zum Ehrentage gemalt hat. Auf dem Tischlein warten Brevier und Horae Diurnae mit den violetten, roten und grünen Bändchen und einigen Primizbildchen vorsorglich gezeichnet, und daneben ruht wohlverwahrt die goldene Versehkapsel in reichgestickter Tasche mit der goldenen Schnur, das Geschenk der geistlichen Braut. Und wie einst bange Erwartung und strahlendes Glück die Kerze, die Schleife und das dunkle Gewändlein des Erstkommunikantenbübleins auf das Kinderbett ausgebreitet hatten, so haben süße Ehrfurcht und seligste, erwartungsvolle Freude die Festagskleider auf dem schmalen Bette zurecht gelegt: das Meßgewand, schon zusammengeheftet, Stola und Manipel in weißer Seide und Gold, Schultertuch, Albe und Cingulum in unberührter Frische, denn morgen ist Priesterweihe.

Sie sind alle gekommen. Im Hotel nebenan speist der Jurist mit dem bekannten und hochgeschätzten Namen an der Table d'hôte; seine zarte Frau und die zierlichen Kinder sind auch mitgereist. Am Tische daneben sitzen im diskreten, weichfließenden Festtagskleid andere Damen aus der Großstadt. Durch die Straßen Luzerns aber wandern frohverwundert die beiden Fabrikmägdlein. Die blauen Sonntagsröcklein sind trotz des weiten Weges zum Bahnhof und trotz der langen Reise noch so frisch geblieben, daß sie dem gelehrten, hochwürdigen Bruder gewiß Ehre einlegen werden. Die ganze Fabrik hat ihnen heute morgen nachgeschaut und sie bewundert und beneidet. Im Hotelzimmer sorgt sich spät abends noch die Mutter vom Lande um die beiden Kleinsten daheim, um Mann und Vieh, um Haus und Hof, um Bohnen und Blumen und schläft dann ein, mit dem seligen Gedanken: „Morgen ist Priesterweihe."

— Sie ziehen in die Kirche ein; das Kreuz wird vorangetragen, die Orgel spielt. Jeder trägt Meßgewand, Kerze und Missale, und in frommer, selbstverständlicher Einfachheit treten sie zum Altare. Sie sind alle noch so jung, so frisch, und werden doch schon jenen siebzig Aeltesten beigezählt, die Moses auserwählte, um mit ihnen das Volk Israel zu regieren; sie sind alle noch so sorglos, in froher Kindlichkeit, und doch schon reif genug, um, wie die zweiundsiebzig Jünger des Herrn, hinauszugehen in alle Welt, um das Evangelium des Glaubens zu verkünden, die Werke der Liebe zu leben.

Unterdessen hat der Bischof die heilige Messe begonnen. Nach dem ersten Verse des Graduale kehrt er sich um. Zum dritten und letzten Male ertönt beim Namensaufruf das „adsum" von den Lippen der jungen Auserwählten, zum dritten Male liegen sie alle auf den Stufen des Altares hingestreckt; sie haben sich freilich jenes erste Mal beim Subdiakonate unwiderruflich gebunden, aber jeder hat noch ein Liebstes, ein Letztes zu opfern: die braune, jubilierende Geige, das Schifflein im weiten See, den sonnendurchfluteten Hof auf dem

Berge, das Erbe der Väter, das freie Streifen durch die eigene Welt, durchs eigene Gebiet, die frohe Kameradschaft im heimatlichen Dorfe, die scharfe Feder, das politische Feuer — — — alles versinkt, verschwindet, geht unter in den Wogen der Litanei, die mächtig über die dahingestreckten Gestalten wegflutet, „te rogamus audi nos" — daß du diese Auserwählten segnen, heiligen und weihen wollest, wir bitten dich, erhöre uns!"

Wie von einem Traum befangen steht die gottgeweihte Schar auf, und jeder einzelne kniet vor dem Bischof nieder und beugt in zitternder Erwartung das Haupt. In tiefstem Schweigen senken sich die verehrungswürdigen, von übernatürlicher Kraft durchströmten Hände des Bischofs auf die jugendliche Stirn, und schweigend legt auch jeder der anwesenden Priester dem Knienden die Hände auf, heute noch wie damals vor 2000 Jahren in Jerusalem, „und sie legten ihnen unter Gebet die Hände auf". Und wie damals in der hohepriesterlichen Abschiedsrede der Herr selbst mit ausgebreiteten Händen für seine Jünger flehte: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, heilige sie in der Wahrheit," so streckt auch jetzt der Bischof seine Hände aus und ruft Gott an in feierlicher Beschwörung, er möge auf diese seine Diener den Seegen des heiligen Geistes und die Kraft der priesterlichen Gnade ausgießen. Dann wird das Gebet des Kirchenfürsten eindringlicher, intimer, persönlicher: „Du hast, o Gott, deinen Aposteln Jünger gegeben. Gewähre auch meiner Schwachheit Stütze und Hilfe; ich brauche sie um so dringender, da meine Schwäche größer ist."

Der Bischof setzt sich nieder und kreuzt jedem die Stola auf der Brust und bekleidet ihn mit dem Meßgewand. „Accipe jugum Domini, nimm auf dich das Joch des Herrn, ... accipe vestem sacerdotalem, empfange das priesterliche Kleid, das die Liebe bedeutet," die Liebe, die das Joch und die Bürde leicht macht, die Liebe, die in deinem Herzen brennen und dein Leben verzehren soll.

Nun folgt die entscheidende Weihe. Wieder wendet sich der Bischof in heißem Gebet zu Gott; es ist, als fühle er immer tiefer seine eigene menschliche Ohnmacht und Unfähigkeit einer so heiligen Handlung gegenüber. „O Gott, der du allein eine wirkliche, wahre Weihe, eine vollkommene Segnung verleihen kannst, gieße aus die Gnade deines Segens über diese deine Diener, die wir zur Würde des Priestertums erheben," und er bittet weiter für seine Schutzbefohlenen um die Gnade eines heiligen, makellosen Lebens, um den Geist der Innerlichkeit, des Glaubens, um die Tugenden der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Beharrlichkeit, des Starkmutes und einer unverletzbaren Liebe, und im innersten Drange seines Herzens kniet er nieder und stimmt jene Hymne an, jenes erste und letzte, immer wiederkehrende Hilf- und Trostgebet der Kirche, „Veni Creator".

Die Orgel und die Sänger auf der Empore führen den heiligen Gesang in den feierlich getragenen Melodien des Chorals weiter. Der Ordinand breitet kniend seine Hände aus; der Bischof bezeichnet sie kreuzweise mit dem heiligen Oele, „auf daß alles, was sie segnen werden, gesegnet, und alles, was sie weihen werden, geweiht sei im Namen unseres Herrn Jesu Christi." Dann schließt er die gesalbten Hände zusammen und reicht ihnen den Kelch und die Patene mit der weißen Hostie zum Berühren dar. „Empfange die Gewalt, Gott das heilige Opfer darzubringen und für die Lebenden und Abgestorbenen die Messe zu feiern."

Alles im weiten Dome hält den Atem an; feierliches Schweigen und doch höchste Spannung durchziehen den heiligen Raum. Von der Orgel tönt es bittend und zuversichtlich weiter: „Accende lumen sensibus, laß dein Licht leuchten in unsern Seelen, gieße deine Liebe in unsere Herzen und stärke den gebrechlichen Leib immerwährend mit deiner Kraft." Der blonde Sohn der Juraberge kniet vor dem Bischof, wie diese Worte erklingen, und als die weißen, schmalen Hände des Stadtkindes gesalbt werden, tönt es herab: „Verjage den Feind, gib uns den Frieden!" (Schluß folgt.)

Wenn die Tautröpflein glitzern

Hast du auch schon einmal in der Frühe eines wolkenlosen Sommertages das Morgenwunder der Tautropfen betrachtet — ihm dein Herz geschenkt, deine Seele hinein ergossen? Denn die Seele, die mit ihrer Liebe Unendlichkeiten umfängt, kann in den Glanz eines Tautropfens versunken sein. Und sahst du dann die himmlischen Juwelen über Tannenzweigen verstreut gleich lieblichstem Weihnachtsschmuck? Flitter und Lichtlein zugleich, ohne Aermlichkeit und Erdenschwere — schön, vollkommen; so sind sie, oder — sind nicht mehr — wie alles Feinste und Ueberschöne, das eine Erdenstunde währt, oder nur einen Augenblick.

Dieses Köstlichste auf der Welt solltest du mit einer Liebe umfassen, die von weitem glüht und bewundert, und darin beseligt ist; ein rauher und törichter Griff würde zarteste Wunder vernichten, wie er so vieles Holde im Leben bedroht und zerstört. Nie brauchtest du Schätze mit deinen Händen zu halten, um reich zu sein; denn insoweit besitzest du sie, als sie durch die Liebe dein eigen sind. Umschließe sie mit deiner Zärtlichkeit, und siehe, das Schöne wird dein — im reichsten Maße, im tiefsten Sinn — unverlierbar, ewig.

Besitzen, als besäßen wir nicht; Nichtbesitzen, als sei die Welt unser Eigentum. Lucia.

Kinderskizzen

8. Das Rellenegg-Marieli.

Ein lustiges, kleines Appenzellermädchen müßt ihr euch vorstellen unter dem Rellenegg-Marieli. Alles an ihm ist kugelrund, von den dicken Beinchen bis zum Kopf. Der aber lacht einem an wie ein Erdbeerapfel. Er ist nicht gerade schön, aber so keck und schalkhaft und frisch. Zwei lustige Aeuglein gucken einem fröhlich entgegen, und das breite Mäulchen lacht und zeigt seine Zahnlücken. Wenn dann das Zöpfchen noch bolzgerade wie gewichst am Köpfchen steht, dann ist es das ganze leibhaftige Rellenegg-Marieli. Doch halt — etwas habe ich noch vergessen und das gehört doch auch zu unserm Dickerchen. Das ist der rotgehäuselte, dicke, währschafte Schulrock vom Marieli. Der paßt ausgezeichnet zu ihm. Aus welchem Jahrhundert das Tuch stammt, ist unbestimmbar, aber, daß er der Zeit widerstanden und auf diese kleine Person gewartet hat, war sehr vernünftig von ihm. Wie lange er aber noch standhält, ist eine Frage, denn das Marieli ist kein zimpferliches Stadtmädchen, sondern ein wildes, bäurisches Bergkind. Es hat einen strengen, weiten Schulweg zu machen, denn sein Elternhaus liegt weit droben am Bergabhang. Da wartet es denn jeden Tag nach der Schule getreulich seinem Brüderchen, dem „Hampadist", der sein ritterlicher Beschützer gegen Kühe, Hunde usw. ist. Nun habe ich aber eine Schwäche vom Marieli ausgeplaudert. Das kleine dicke Persönchen ist nämlich ein großer Furchthase. Wenn es einmal allein aus der Schule heimgehen muß, sei es, daß sein Gentleman krank ist, oder daß es mit seiner Freundin in Streit geraten ist, dann kugeln die Tränen gegen 4 Uhr in reichem Maße über die roten Wangen und es klagt: „I förche halt 's Mällis Hund", oder: „Im Büechli onne sönd halt Küeh hussä." Einmal hab ich ihm nachgeschaut, als auf der Wiese ob dem Schulhaus die Kühe weideten. Da machte das Marieli einen weiten Umweg. Es kletterte behutsam über den Hag und lief demselben nach, bis es im großen Bogen wieder seinen Weg erreichte. Einmal kam es allein von der Rellenegg hinunter zur Schule. Es schleppte einen schweren Holzprügel daher und keuchte wie ein altes Frauchen. Als ich fragte, warum es diesen da herunterbringe, sagte es: „I ha halt d'Küeh verjeucht!" Natürlich wurde es von den Erstkläßlern herzlich ausgelacht. Einmal geschah es, daß unser Marieli nachsitzen mußte nach der Schule. Das war aber zu viel, und es weinte herzzerbrechend. Als es sah, daß ich gar kein Erbarmen fühlte, klagte es bitter: „I ha halt au scho müesse doktere!", was ihm wieder ein fröhliches Hallo der Buben und Mädchen eintrug.

Jetzt ist das Marieli glücklich, seit der Sommer wieder da ist, denn droben in der Rellenegg haben sie viel Sonnenschein, und rings um das Haus breiten sich die grünen Wiesen voll Bergblumen aus. Hie und da gluckst ein kleines Bächlein fröhlich unter dem hohen Gras hindurch. Unweit ist ein Wäldchen, wo die Vöglein wohnen und Nester bauen. Kein Wunder, wenn das Marieli jeden Tag mit strahlendem Gesichtchen zur Schule kommt. Jetzt hat es seinen gehäuselten Rock daheim in einem Kasten, auch die schweren genagelten Schuhe dürfen ausruhen. Wie ein Geißlein kommt das Marieli am Sommermorgen vom Berg heruntergehüpft. Die dicken Arme sind ganz sonnverbrannt und stechen in ihrer Kupferfarbe stark von den schneeweißen Hemdärmeln ab. Marielis liebster Tag ist aber doch der, wenn es heißt: heute beginnen die Ferien. Hui — wie jauchzt die Kleine! Und es ist wohl zu begreifen, denn so Tag für Tag in der Schulbank zu sitzen, ist für das fröhliche Bergkind, wie wenn es ein gefangenes Vöglein wäre. Der Sommer gehört dem Marieli ganz und gar. Da kann es am Bächlein sitzen und Kränze winden, oder sich ins Gras legen und in die segelnden Wolken gucken und dabei ganz glücklich sein.

J. M.

Totenglöcklein

Am 27. Juni starb nach langem, schwerem Leiden in Holzergeten bei Sulgen (Thurgau), im 50. Altersjahre unsere liebe Kollegin Maria Weber, Arbeitslehrerin.

Die lb. Verstorbene leitete die Arbeitsschulen in Göttighofen bei Sulgen und Halden bei Bischofszell. Vor ca. drei Jahren feierte die Gemeinde Göttighofen in festlicher Weise das 25jährige Dienstjubiläum ihrer lieben, pflichteifrigen, tüchtigen Lehrerin. Wo sich eine Gelegenheit bot, sich seelisch oder beruflich weiter zu bilden, war Marie dabei. Sie war auch Abonnentin der „Schweizer Schule" und begeistertes Mitglied unseres Schweizerischen katholischen Lehrerinnenvereins. Zu ihren schönsten Stunden zählte sie wohl das Weilen unter ihren lieben Kolleginnen und die Teilnahme an den Exerzitien. Alle liebten die stille, bescheidene Kollegin. Der göttliche Kinderfreund möge ihr reicher Vergelter sein. Wir wollen ihr ein liebes Andenken bewahren und sie in unser Gebet einschließen.

Phil. Weber, Bischofszell.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießern (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 8 19. August 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Maria vom Berge — Die Legende vom goldenen Samenkörnlein — Maria zum Schnee — Mysterium fidei — Das Geheimnis des Glaubens — Echt oder Unecht? — Kleinigkeiten und doch wichtig — Vereinsnachrichten.

Maria vom Berge

Bergkapellchen, dunkel, traut,
Sag, was birgst auf deinem Bilde? —
Eine Jungfrau, eine Braut,
Eine lilienzarte, milde.

Seht, ihr Schleier taubenrein
Sind die weißen Gletscherfelder,
Ihre Perlen Alpgestein
Und ihr Mantel Berglandwälder.

Königin mit ihrem Kind,
Jubelt man ihr keine Lieder? —
Doch, es singt der Alpenwind,
Und vom Bache orgelt's nieder.

Unsre reine Königin,
Auch wir singen alle Tage.
Hörst die Lieder aufwärtsziehn? —
Arbeit ist's und Lieb' und Klage. J. M.

Die Legende vom goldenen Samenkörnlein

Zum Jubiläumsablaß 1926

Sonntag Sexagesima im Dom. Mit klingender Stimme hat der Diakon den letzten Satz des Evangeliums gesungen vom Samen, der in gutes Erdreich fällt, aufgeht und hundertfältige Frucht bringt. Von der Kanzel herunter fallen in das mit sonntäglichen Menschen gefüllte weite Kirchenschiff die Worte:

„Andächtige, stehet auf, bezeichnet euch mit dem hl. Kreuze . . “

Ueberrascht fahren die Köpfe in die Höhe. Heute ist doch der erste Sonntag im Monat, die Reihe des Predigens ist am Pater Kapuziner, und da tönt statt des markigen Vorspruches die sanfte Stimme des jungen Vikars an die Ohren. Richtig, dort oben steht er, im Chorhemd, die violette Stola umgeschlagen, ein weißes, verdächtiges Blatt in der Hand, das wie eine Broschüre aussieht. Sollte das schon das Fastenmandat des neuen Bischofs sein? Interessant ist es immerhin, das erste Schreiben des Hirten an seine Herde zu vernehmen, den Ton zu belauschen, den er gefunden hat, um seine Wünsche und Ansichten auszusprechen.

Mit einem leichten Räuspern, einigen fast unmerklichen Komplimenten und gegenseitigen Höflichkeiten, wie sie so Sitte geworden sind, setzt man sich, rückt das Meßbuch zurecht und will nun zuhören. Die Einleitung ist schon vorüber — aber die kennt man ja. „. . . Der heilige Vater hat das Jubiläum ausgedehnt auf den ganzen Erdenrund.“

Also vom Jubiläumsablaß handelt das Fastenmandat. Die Zuhörer sind zu wohlerzogen, um sich die geringste Enttäuschung anmerken zu lassen. Aeußerlich korrekt und steif sitzen sie da, höchstens daß ein Finger verstohlen den Verzierungen des Ledertäschchens nachgeht, ein Rosenkranzkreuzlein mehr oder weniger malträtiert wird, ein Herrenfilzhut auf den Knien langsam von rechts nach links und wieder von links nach rechts sich dreht, während in ebenmäßigem Tonfall die Stimme des Vikars über den Köpfen dahinschwebt. Das eine oder andere ältere Haupt senkt sich leise, ein müdes Augenlid sucht sich zu schließen, immer stiller, ja verdächtig still wird es in den Hallen des Domes.

Vorn im Chor sitzt der Bischof im dunkelrot gepolsterten, vergoldeten Sessel, hält die Hände gefaltet und betet in tiefer Demut, daß Gott seine Worte segnen möge.

Da bricht durch das obere Kirchenfenster ein Sonnenstrahl herein und taucht Kanzel und Lektor in warmes, helles Licht. Und in diesem Strahle wird etwas lebendig, flimmert und sprüht und bewegt sich und drängt hinunter in wirbelnder Eile zu den stillen, schläfrigen Menschenseelen. Geflügelte, goldene Samenkörnlein sind es, die sich auf der Lichtbahn in die Herzen hineinschmuggeln wollen. Zu Hunderten suchen sie ihren Weg, umrieseln vorsichtig tastend in schimmernden Kreisen die Zuhörer, wählen sich ein Ziel, verschwinden leicht und sicher in lockeres Erdreich, fallen hart auf steinigen Boden, mühen sich umsonst, eine Spalte zur Herzenskammer zu finden, drängen sich, tausendmal abgestoßen, unermüdlich von neuem heran.

Ein glänzendes Körnlein trennt sich vom Schwarm und sucht sich ein eigenes, ganz besonderes Herz aus. Dort hinten, in der letzten Bank auf der Männerseite, wohin sich noch keiner seiner Gefährten verirrte, sitzt ein Menschenkind, das es dem eigenwilligen Sämlein angetan hat. Elegant kleidet der graue Mantel die mittelgroße Gestalt, der weiche Filz und die Handschuhe ruhen tadellos in der Hand, schon ein wenig gelichtet erscheint das braune Haar, und grau und scharf forschen die Augen hinter den runden, horneingefaßten, nachteulengleichen Gläsern der Brille.

Das Körnlein besinnt sich: Es ist vielleicht ein angehender Jurist, es könnte auch ein junger Kaufman oder ein verirrter Professor der Kantonsschule sein — — immerhin, es will es probieren und flimmert ganz nahe heran. Da vernimmt es zuerst die Bruchstücke eines unhörbar geführten Selbstgespräches.

„Ist man nicht immer angeführt, wenn man in einer philisterhaften Anwandlung den Hauptgottesdienst besucht? — — Wäre es nicht angebracht, in unsern Seminarien phonetische Kurse einzurichten, damit man die jungen geistlichen Herren wenigstens verstände, ohne zu den verzweifeltsten Gehörsanstrengungen verurteilt zu sein? — — So — vom Jubiläum? Vom Ablaß? — — Das scheint nun allerdings das einzig Zweckentsprechendste und allein Zeitgemäßeste zu sein!! — Die Frömmigkeit des Bischofs in allen Ehren, aber warum das Werkzeug aus der verrosteten Rüstkammer des Mittelalters holen? — Warum nicht die Waffen in dem modernen Kulturarsenal der Kirche suchen? — Es ist immerhin angenehmer, daß die kritischen Kollegen nicht hieher kommen! — — Meinetwegen, wenn ein paar exaltierte Damen und ideale Kapläne sich neben dem Studium der Petrefakten in Rom die Zeit mit Ablaßbeten vertreiben wollen, a la bonne heure, so mögen sie es tun, dort paßt es zur Stimmung. Aber diesen Kram in unser Land und in unsere Zeit hineinbringen — ob das jetzt wirklich zum einzig Notwendigen gehört?" — —

Unbeweglich sitzt der kluge Herr in der Bank, und erschreckt taumelt das Samenkörnlein auf die Frauenseite hinüber.

Hier lassen sich die Gedanken schon leichter vom Gesichte ablesen.

„Jetzt hab ich mich umsonst die ganze Woche auf die Kapuzinerpredigt gefreut! Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich ins Kloster in die Zehnuhrmesse gegangen!"

„Ist das eine komplizierte Geschichte mit dem Ablaß! Bis man zum sechsten Punkt der Verordnung kommt, hat man den ersten längst vergessen!"

„Der Ablaß scheint auch nur für Leute eingerichtet zu sein, die Zeit zum Kirchenspringen haben — natürlich, auf unsereins Leute wird wieder einmal keine Rücksicht genommen." — —

So groß ist der verzweifelte Ruck, den sich das arme Samenkörnlein gibt, daß es bis in den Chor hinein wirbelt, gerade auf die Finger des Bischofs. Es fühlt das leise Vibrieren der Nerven in der gütigen Hand, u. ermutigt fliegt es noch einmal davon. Alle andern Samenkörner haben ihr Erdreich gefunden. Ach, wer doch auch so glücklich wäre, im Herzen einer frommen Klosterfrau zu sprossen, in der Seele dieser Familienmutter zu treiben, bei jenem alten Manne zu wachsen, die sich alle so freuen, daß sie trotz schwerer Pflichten und trotz ihrer Pfleglinge und Kinder, trotz Krankheit und Gebrechen den Jubiläumsablaß so leicht gewinnen dürfen und ganz gleich und gleich reich begnadigt sind wie die auserwählten Rompilger des vergangenen Jahres! Aber da haben sich schon tausend andere Samenkörnlein eingenistet; nur der Herr in der hinteren Bank hat noch keines. Also mit dem Mute der Verzweiflung nochmals heran! —

„Wenn die Langweilerei nur bald ein Ende hätte!" Es ist auch gar nichts los heute! Wenn man wenigstens noch die charakteristischen Typen studieren könnte, die früher in die Kirche kamen, den Familienaufmarsch der guten Bürgersleute, die ‚nüechteligen' Hochzeitsfräcke und altmodischen Foulards der ehrbaren Handwerker, oder die von gesunder Oekonomie zeugenden Sonntagshosen der anwohnenden Bauern, aber da ist höchstens noch der eine Kirchenratsherr bemerkenswert, der Sonntag für Sonntag die renovierten Stukkaturen in der Höhe bewundert und Engelsköpflein zählt, oder der Herr Kommissär, der pünktlich wie eine Uhr den abonnierten ersten Platz hinter dem Kreuzgang einnimmt. — Auf der Frauenseite ist erst recht nichts los; nur die grünen und braunen und entsetzlich gelbroten Mäntel und helmartigen Hüte breiten sich in langweiligen Reihen aus.

„Entschieden, nächsten Sonntag gehe ich wieder in die Elfuhrmesse." Ein leises Gähnen zieht über

das Gesicht, und wupp! — schwingt sich das Samenkörnlein auf einem feinen Sonnenstrahl in die unmutige Seele hinein, findet zu seiner fröhlichen Ueberraschung ein Ecklein warmer Ackererde und nistet sich schnell und heimlich fest. —

Der Vikar hat die Kanzel verlassen und tritt in die Sakristei.

„Es nützt nichts," sagt er; „wie eiskalte Luft wehte es von unten herauf; von Kontakt keine Rede. Ich fürchte für den Hirtenbrief nur Mißerfolg."

„Es nützt," sagt der Pfarrer, „das Jubiläum wird gefeiert, und zwar recht, dafür garantiere ich."

Der Bischof kniet in seinem Stuhle und heftet die Augen auf die hochheilige, weiße Hostie in der Monstranz. Die aufwärts gerichteten Finger flechten sich langsam ineinander, falten sich zusammen und das Haupt neigt sich auf die flehenden Hände hinab.

* * *

Elfuhrmesse am Sonntag Quinquagesima. In der hintern Bank auf der Männerseite kniet korrekt der junge Jurist, Kantonsschulprofessor oder Kaufmann. Die Augen wandern diesmal im Gebetbuch hin und her — elegant, in Leder und Goldschnitt — denn er hat schon gesehen, daß auf der Frauenseite wieder nichts zu holen ist. Eine helle Jacke, weiß und grün, ein hübscher Blondkopf darauf — es interessiert ihn nicht weiter. Er hat die ganze Nacht hindurch am Maskenball getanzt und kommt sich eher fromm vor, daß er, ohne sogar des leisen Mahnwortes der Mutter benötigt zu haben, in der Elfuhrmesse kniet.

Das Samenkörnlein aber haftet an der Oberfläche der Seele und sucht ängstlich tiefern Grund zu fassen, um ja von keinem Vogel gefressen zu werden.

Gott sei Dank, jetzt besteigt der Pfarrer die Kanzel. Es wird wieder etwas ganz Originelles geben, etwa eine gepfefferte Rede gegen die Ausschreitungen und sündhaften Lustbarkeiten der Fastnacht, und es wird seinen besondern Reiz haben, diese Philippika mit tadellosem Gewissen anzuhören.

Da, verwünscht, hält nicht auch der Pfarrer das bekannte weiße Heftchen in der Hand? — Und bevor sich der Erschrockene recht klar wird, daß er vom Regen in die Traufe geraten ist, dröhnt es mächtig von der Kanzel herab: „Das Jubiläum 1926 — Aus dem Fastenmandat des hochwürdigsten gnädigen Herrn — —" und Schlag auf Schlag geht es weiter, kurz und bündig, hämmert auf die Seele, daß sie gar nicht zum Kritisieren kommen kann, so gern sie es möchte. Also auch er, der vorurteilslose, klar denkende, schneidige Pfarrer, auch er in diesen mittelalterlichen Anschauungen! —

Ja, auch er! — Und mit der gleichen prachtvollen Selbstverständlichkeit, womit er eine patriotische Ansprache, eine vaterländische Rede, einen gelehrten Vortrag hält, erklärt und erläutert er den Jubiläumsablaß und verkündet in heiliger Begeisterung die Sonnenworte des Bischofs von dem Erwachen der Glaubensfreudigkeit, der Stärkung der Hoffnung, der Neubelebung der Liebe, die der gute Hirte von der Jubiläumsfeier erwartet.

Das Samenkörnlein aber schlüpft sicher und froh tief in den Seelengrund, saugt sich fest, dehnt sich wohlig aus und wartet auf Tau und Sonnenschein, um ein grünes Spitzchen hervorzusenden.

Vorher hat es aber das Menschenkind noch mit andern Pflanzen zu tun, die auf seinem Ackerfeld in die Höhe schießen. Wie verführerisch wiegt sich in diesen Faschingstagen die schwarzäugige Belladonna im Herzen, wie betörend strömt der rosige Seidelbast seine Düfte aus, wie schmeichelnd schmiegen sich zartgrüne Ranken um die Seele! Doch das Samenkörnlein im tiefen Grunde ist guten Mutes; es stößt und drängt und treibt, gewinnt Platz und raubt den exotischen Versucherinnen das Erdreich weg. Sie verlieren Duft und Farbe, welken in der langen Fastenzeit langsam dahin, verbreiten Ekel und Müdigkeit und werden endlich an Ostern mit energischem Ruck herausgerissen und verbrannt. Da tauchen die goldig grünen Spitzchen aus dem Boden auf, bedecken die Seelenlandschaft, wachsen empor und wiegen sich im Monat Mai schon wie ein wogendes, rauschendes Saatfeld.

An den Maisonntag-Abenden aber, wenn die Glocken über dem Blütenmeer verklungen sind, drängen sich die Menschenkinder alle, die vorher so gelangweilten, kritisierenden, bedenklichen, nörgelnden, drängen sich jetzt freudig und erwartungsvoll im hohen Dome, lauschen ihres Pfarrers Worten von dem einen Notwendigen, von dem beglückenden, neuen Leben der Seele, verfolgen mit Andacht die Lichterprozession, die sich von Altar zu Altar hinzieht, beten die Gebete mit, lauschen den wonnigen Maienliedern und suchen mit dankbarem Auge den Bischof, der mit der brennenden Kerze in der Hand still gesammelt die Prozession beschließt.

Und in der hintern Bank auf der Männerseite kniet einer im grauen Mantel und feiert mit dem Bischof, mit dem Pfarrer, mit der großen einigen Gemeinde das Jubiläum des Jahres des Heiles 1926.

Maria zum Schnee

Es ist ein eigentümlicher Gedanke des Volkes, daß es Maria hoch droben in den Bergen ein Heiligtum errichtet und da hinaufpilgert, um Maria zum Schnee in ihrem Gnadenbilde zu verehren. Es mag wohl dem innersten Drange des Herzens entsprechen, in Maria der Reinsten, über aller Welt Erhabenen, eine Zuflucht zu finden, es mag die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, die Sehnsucht nach Reinheit sein, welche Maria droben nahe beim ewigen Schnee ein Heiligtum baut.

Drei Stunden ob Zermatt am kleinen Schwarzsee erbauten im 17. Jahrundert fromme Bergleute ein Kapellchen „Maria zum Schnee". Ja, wahrhaft Maria „zum Schnee", denn droben schaut der blaue glänzende Gletscher hinab auf das Heiligtum, und stets weht die kühle Luft vom Firnschnee hernieder. — Es war an einem Schneefest, als ich zum erstenmal da hinaufpilgerte in den dämmernden Morgen hinein. Dichter Nebel füllte das Tal und reichte weit an die Berge hinauf. Man sah nichts, rein nichts, nur unzählige Nebeltröpfchen hingen an den geschlossenen Blumen. Als wir eine Stunde unterwegs waren, wurde es Tag, ein fröstelnder Nebelmorgen. Und das ist das strahlende Fest Maria zum Schnee? Wir stiegen höher, immer im Nebel. Vor uns wanderten dunkle Gestalten und verschwanden wieder im Nebel, hinter uns hörten wir lustige Zermatterjungen. Wir konnten nicht recht fröhlich sein. Da erreichten wir die Höhe. Welch wunderbares Schauspiel! Plötzlich zerrissen die dunklen Nebelschleier und wogten ins Tal hinab und königlich strahlte die Sonne. Die Gletscher glänzten, daß wir die Augen schließen mußten, die weiße schöne Monte Rosa, die Zwillinge Kastor und Pollux und die gewaltige Kuppe des Breithorns. Ave, Maria zum Schnee! Schaust du nicht auch bewundernd hernieder auf die Pracht der weißen Berge? Freut sich dein Auge, dies reine Auge, nicht an den Gletscherfeldern, die aufleuchten in der Morgensonne? — Ave, Maria zum Schnee! Preise du den Schöpfer, preise deinen Sohn, preise den hl. Geist für diese Pracht! — Selbst der Gipfel des Matterhorns leuchtete in reinem Neuschnee. Das ist ein prachtvolles Schneefest. Plötzlich schaute uns aus einer Vertiefung wie ein großes dunkles Auge das Schwarzseelein an und daneben glänzte schneeweiß das uralte Kapellchen. Wir waren nicht die ersten. Viele Pilger waren da, Walliserfrauen in ihren bunten Kopftüchern, sonnverbrannte Bergführer, auch die Geistlichen und Sänger von Zermatt. Der Gottesdienst begann. Das war ein Berggottesdienst in malerischer Schönheit. Im kleinen Kapellchen Blume an Blume, unzählige Edelweiß. Auf den Steinstufen vor dem Kapellchen knieten die Pilger, draußen am Seelein saßen sie oder lehnten an die Steinblöcke und lauschten der Predigt, welche der Geistliche vor dem Kapelleneingang hielt. Sind nicht die donnernden Gletscherbäche die schönste Predigt, die da preiset die Macht Gottes? Ist nicht das stille Seelein der eindrucksvollste Mahner, der da in Sehnsucht sein Kinderauge dem Himmel zuwendet? Und das keusche Edelweiß? Erinnert es nicht an die Reinste der Reinen, an die Lilie der Täler? Ave Maria mit deinem Kindlein! Noch unendlich Größeres als das Wunder dieser Schöpfung ist an dir geschehen, denn „Jungfrau, Gottesgebärerin, er, den der ganze Erdkreis nicht fasset, hat sich, Mensch geworden, in deinen Schoß verschlossen". Er, dem zu klein sind alle Gletscherfelder, um ihm Schemel der Füße zu sein, er hat in dir gewohnt, du Reinste. Bitte ihn, daß er auch in uns Wohnung nehme, daß wir ihn und dich würdig preisen auf dem Heiligtum der Berge.

Ida Minder.

Mysterium fidei — Das Geheimnis des Glaubens

Die jungen Priester knien an den Stufen des Altares. Unmittelbar nachdem sie die Würde ihres neuen Standes erhalten haben, dürfen sie auch schon dessen erstes und heiligstes Recht ausüben, die Messe lesen, ihre erste heilige Messe, die sie gemeinsam mit dem Bischof feiern. Sonst hütet die Kirche in heiliger Ehrfurcht und Eifersucht die Worte der Ordinis Missae; heute dringen sie, von kräftigen Stimmen laut und wohlklingend gesprochen, an das Ohr, das oft so sehnsüchtig lauscht und so fröhlich dankt, wenn es eines der Flüsterworte auffassen darf und sich von neuem mit dem Priester vereinen kann. Wie ein Strom, ruhig und sicher, rauschen die lieben, altbekannten und doch so selten vernommenen Laute durch die Kirche — Suscipe, sancte Pater, — Offerimus tibi, Domine — Lavabo — dann die feierlichen Anfangsworte des Canon — Te igitur, clementissime Pater — jetzt das Memento — für wen beten sie wohl bei dieser ersten heiligen Messe? Für ihre Lieben daheim, für sich untereinander, und, o der Freude, für uns alle, die wir ihrem Erstlingsopfer beiwohnen, et omnium circumstantium, quorum tibi fides cognita est et nota devotio — — —.

Immer näher kommt der Augenblick der heiligen Wandlung. Es scheint, als ob die Stimmen

leiser und unsicherer würden, wie überwältigt von dem Unfaßbaren, das sie in wenigen Sekunden aussprechen sollen. Der Bischof am Altare wartet, unmerklich nur, und richtet seine Stimme nach den Zitternden, Zagenden, die ihn begleiten; sie festigen sich wieder, und klar fallen die hochheiligen Worte in die Stille der Anbetung: „Hoc est enim Corpus meum" — das größte Wunder aller Zeiten, das sich millionen- und millionenmal wiederholt, ist wieder geschehen; Gott gehorchte der Stimme seines Geschöpfes.

Sie möchten sich wohl in Anbetung und Demut verlieren, die jungen Hände und Herzen; doch der ruhige Fluß der Worte nimmt sie wieder mit. „Unde et memores — eingedenk des Leidens deines Sohnes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, opfern wir deiner unvergleichlichen Majestät die reine, die heilige, die unbefleckte Hostie" — — Der Canon geht zu Ende, das Pater noster ist gebetet, und nun sollen die neuen Jünger des Herrn zum erstenmal das Gastmahl genießen, das sie sich selbst bereitet, das Brot empfangen, das sie selbst in den Leib des Herrn verwandelt haben! —

Die Worte der Danksagung vermögen die Beglückten nicht mehr auszusprechen. Die Stimmen, die bisher so tapfer dem hohen Geheimnis standgehalten haben, gehorchen nicht mehr. Nur vereinzelt ertönt neben der Danksagung des Bischofs das „Quod ore sumpsimus, Domine". Doch die Liturgie dieses schönsten aller kirchlichen Feste eilt den jungen Priestern zu Hilfe. In aller Zartheit tönt von der Orgel das Liebeswort des göttlichen Meisters: „Iam non dicam vos servos — ich werde euch nicht mehr Knechte, sondern meine Freunde nennen, denn ihr habt alles erkannt, was ich in eurer Mitte gewirkt habe." Sie haben sich zu all dem Schweren, Großen, zu all den Leiden und Mühen des Priesterlebens bereit erklärt — es folgt die Belohnung des Herrn, der sie zu seinen Freunden erhebt.

Die Neugeweihten scharen sich am Fuße des Altares um den Bischof und legen fest und bestimmt das Glaubensbekenntnis ab, Credo in Deum. Und jetzt kniet sich zum letzten Male jeder einzelne vor den Oberhirten hin, um das schwerste, das verantwortungsvollste Amt zu empfangen. Der Bischof legt zum letzten Male die Hand auf die reine Stirn: „Accipe Spiritum Sanctum — Empfange den heiligen Geist; welchen du die Sünden nachlassen wirst, denen sind sie nachgelassen, und welchen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten."

Wie um den jungen Priester zu schützen vor den trüben Wellen der Sünde, die an in heranfluten werden, löst der Bischof das priesterliche Gewand, das bis jetzt auf der Schulter des Neugeweihten zusammengeheftet war, daß es herabwallt und ihn wie ein Schild umgibt. „Stola innocentiae induat te Dominus, — mit dem Gewande der Unschuld möge der Herr dich bekleiden" — und damit er doppelt gefeit sei gegen alle und jede Gefahr, schließen sich die ehrwürdigen Hände um die Neugesalbten, und eindringlich ertönt die besorgte Frage: „Promittis mihi —versprichst du mir und meinen Nachfolgern Ehrfurcht und Gehorsam?" — Promitto!" —

Nicht nur Gott, auch dem Bischof gegenüber hat der Priester seine Freiheit aufgegeben. Ein leises Bangen zieht durch des Bischofs Seele; wird sein Jünger an dieses promitto denken, wenn die Welt, die Politik, die Freunde, die Gemeinde, ja oft der eigene heilige Eifer anders wollen und anders bestimmen möchten, als die Weisheit des Oberhirten es angeordnet hat? Und im überströmenden Gefühle der Liebe und Sorge schließen sich des Bischofs Hände fester um jene des jungen Priesters, neigt sich sein Haupt auf den blonden, den braunen, den schwarzen Scheitel herab, und der Vater küßt den Sohn mit dem Gruße der Heiligen, „der Friede des Herrn sei allzeit mit dir!" —

Die Feier geht zu Ende. Heute überläßt der Bischof den Schlußsegen seinen Söhnen. Im Halbkreis stehen sie vor dem Altare und flehen in gemeinsamem Gebet mit ausgebreiteten Händen Gottes Gnade auf ihre Lieben herab. Demütig beugt sich der Jurist unter dem Segen seines jungen Verwandten, tief senken die Damen das Haupt unter der Hand des geliebten Sohnes, zitternd bezeichnet das Mütterlein vom Lande Stirn, Mund und Brust mit dem heiligen Kreuzzeichen, und die beiden Mägdlein heften die strahlenden Augen auf den Bruder und vergessen vor lauter Glück und Seligkeit, sich zu bekreuzen.

Sie ziehen aus der Kirche, versunken in Andacht und Liebe, gefolgt von ihrem Bischof, der, ein leises Lächeln in den feinen Zügen, mit ihnen die Kirche verläßt.

Am Nachmittag fahren die jungen Priester mit ihren Leutchen hinaus an den blauen See und wandeln froh durch die Wege des einsamen Geländes. Wenn sie auch plaudern und scherzen zusammen, es schwebt ein heimliches stilles Glück, eine wunderbar reine Stimmung über der kleinen Gesellschaft. Die geistlichen Söhne und Brüder lassen sich von daheim, vom Leben und Treiben ihrer Lieben erzählen. Aber sie hören doch nicht so recht zu, sie leben immer noch in der unaussprechlichen Seligkeit der Morgenstunde. Die braven Bauersfrauen haben sich gefunden, sie tauschen ihre Ansichten und Erfahrungen im Gemüsepflanzen und im Kirschenverkaufe aus; aber mitten im eifrigsten Gespräch sehen sie sich wohl unvermittelt in die Augen, eine Träne glänzt darin, und sie drücken sich die Hand und flüstern: „Gelt, es war doch schön heute morgen!" Und die gute, liebe, alte

Tante aus dem Dorfe sucht von Zeit zu Zeit verstohlen im seidenen Sacke nach dem Büchlein über die Zeremonien der Priesterweihe; sie hatten ihr zugemutet, es zurückzugeben — — aber nein, gekauft hat sie es und bringt es ihrem Manne heim, und dann werden sie zusammen an den einsamen Sonntagnachmittagen das Büchlein hervorholen und noch einmal nachlesen und studieren, was der Bischof getan und gesagt, geweiht und gesegnet hat.

Im Lande draußen aber lärmt die Welt und scheidet zwischen reich und arm, hoch und niedrig, städtisch und bäuerisch, gebildet und ungebildet und zerbricht sich den Kopf und schreibt sich die Finger wund, um irgendwo in den Wolken eine Brücke von dem einen zum andern zu schlagen, und weiß es nicht und ahnt es nicht in ihrer Blindheit und Leidenschaft, daß die eine, große Vermittlerin heute wieder in aller Stille die widerstrebenden Mächte versöhnte und zusammenführte, so wie sie es seit zweitausend Jahren getan hat und weiter tun wird bis zum Ende der Zeiten, sie, die einzige, starke, die göttliche Kirche Christi.

Echt oder Unecht?

Eine Trachten- und Modeplauderei

Meine liebe Freundin! —

Dein Begehren, mich einmal über die neu einsetzende Trachtenbewegung und über die Mode auszusprechen, kam mir eher ungelegen. Von einer „grundsätzlichen Stellungnahme" (das Wort klingt schon so wunderlieblich!) sehe ich von vorneherein ab, und meine persönliche Meinung darzulegen, ist eine heikle und gewagte Sache, und ich könnte leicht in ein Wespennest hineingreifen. Doch Du findest, es gehöre einmal zur Pflicht einer Redaktorin, die Leserinnen ihres „Zeitungleins" — und sei dieses sogar zu klein, um Käsblättlein genannt zu werden, da kein anständiges Stück Käse damit eingewickelt werden könnte — also ihre Leserinnen in aktuellen und wichtigen Fragen auf dem laufenden zu halten. Und was sei, besonders in dieser Ferien- und Hundstagezeit, wichtiger, als sich mit Trachten und Moden zu beschäftigen! Alle Zeitschriften für weibliches Publikum würden Artikel darüber bringen, die „Kath. Schweizerin" und der „Monats-Bericht" des Mädchenschutzvereins allen voran, und ich solle endlich aus meiner Rückständigkeit heraustreten.

Aber wenn ich jetzt gegen die Tracht und für die Mode wäre? „Das wird doch nicht sein," rufst du mir entsetzt zu. Es ist aber leider so! Und hast Du das Gespenst meines Artikels mit Deinem Drängen hervorgerufen, so lies ihn halt jetzt geduldig, auch wenn er ganz Deiner Ansicht entgegenlauten sollte. Ich will ja meine Meinung beileibe niemand beibringen, sondern nur gemütlich erzählen, wie sie sich gebildet hat.

Als vor ein paar Jahren die Trachtenbewegung einsetzte, durfte ich einer lieben Freundin, die für den Katholikentag in B. eine Trachtengruppe aus ihrer Gegend stellen wollte, einige kleine Dienste leisten. Da merkte ich zu meinem Erstaunen, daß es sich nicht nur darum handelte, ein möglichst getreues historisches Bild zu geben, sondern daß die leitenden Persönlichkeiten wirklich hofften, daß nach und nach die Trachten allüberall wieder eingeführt werden sollten. Als gar noch von einem Wiederaufleben des alten biederen Volkstums die Rede war, von dem Neuerstehen der einfachen frühern Sitten, des frommen, religiösen Sinnes, alles bewirkt durch das Tragen der Trachten, da stand ich stumm und ungläubig dabei und kam mir in der allgemeinen Begeisterung recht einfältig und rückständig vor. „Du darfst nicht so einseitig bleiben," sagte ich mir, „was hast du denn eigentlich dagegen?" Ich konnte mir keine Rechenschaft über diese Abneigung geben und fing an, die Bewegung ein wenig zu verfolgen. Ich las die Zeitungsberichte über die glänzenden Trachtenfeste und historischen Gruppen in Umzügen, ich betrachtete die „hundertjährige" Bauernhochzeit, die fiedelnd und jodelnd durch unsere Gassen zog, begafft von allen Kindern des Städtchens, ich sah Abbildungen der „flotten Bernerinnen", der „urchigen Luzernerinnen", der „feschen Züribieterinnen" in allen illustrierten Zeitschriften und Sonntagsblättlein, bewunderte die reizenden Tößtalerinnen in ihrer Arbeitstracht, freute mich an dem strammen Auftreten einer bernischen Haushaltungsschule, studierte vortreffliche Abhandlungen über die Trachtenfrage — — aber mein Unbehagen wuchs, verstärkte sich eher noch. Ich ärgerte mich über meine Borniertheit, besonders weil ich sie mir nicht erklären konnte.

Da brachte mir ein kleines, unbedeutendes Ereignis den gewünschten Aufschluß über meine unbestimmten Gefühle. Die Präsidentin eines „Trachtenvereins", die ich gut kannte, erschien eines Tages plötzlich im Bubikopf. Ja, was soll das heißen? In drei Tagen findet doch das große Trachtenfest in L. statt. Ist sie ausgetreten? O nein, sie nahm am Festzug teil, in der „alten, echten Tracht" — mit Perücke und langen, falschen, blonden Zöpfen — — und nicht sie allein; andere Damen, auch junge Mädchen, wußten auf diese Weise Bubikopf und Trachtenfrisur auf die unauffälligste Art zu verbinden. Man muß nur praktisch sein, das eine tun und das andere nicht lassen.

Sollte ich lachen oder weinen, mich ärgern oder triumphieren? Ich tat keines von den vieren, son-

dern setzte eine philosophische Miene auf und begann ein längeres Selbstgespräch, dessen Inhalt ich Dir, liebe Freundin, zur Strafe für Dein Drängen, ausführlich mitteilen will.

Jetzt weiß ich endlich, warum mir trotz meines Bemühens die Trachtenbewegung unsympathisch blieb. Sie ist nicht echt. Etwas Unechtes, Unwahres haftet ihr an, ist sogar ihre Grundlage. — Halt! Ich werde doch nicht behaupten wollen, daß die ernste Arbeit so vieler feiner Damen, so tapferer, kerniger Frauen zu Gunsten der Trachtenbewegung nicht aufrichtig sei, nicht von den edelsten und besten Absichten geleitet werde? Gewiß nicht! Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß die meisten Vorkämpferinnen das Rechte wollen, daß sogar jene wenigen (wollen wir annehmen!), die mehr aus Sport mitmachen, vollen Ernstes meinen, ein vaterländisches Werk zu vollbringen. Nein, die Sache an und für sich ist unecht, weil sie ein Anachronismus ist und mit dem besten Willen nicht mehr harmonisch in unsere Zeit sich einfügen läßt. Die alten Trachten paßten zu jenem geruhigen, stillen Leben, das unsere Voreltern führten, aber sie passen nicht mehr zu Maschine und Fabrik, zu Velo und Auto, zu Kino und Radio. (Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: ich hasse den Kino, jeden, auch den vaterländischen, den geographischen, den naturwissenschaftlichen, ja auch den „frommen", und diesen ganz besonders — aber deswegen ist er doch da und läßt sich nicht mehr aus der Welt schaffen.) Und Maschine und Fabrik, Velo und Auto, sie gehören nun einmal zu unserer Zeit, sie sind überall unentbehrlich geworden, auch auf dem Lande, auch in den Bauernhöfen.

Meine liebe Freundin, kannst Du Dir eine Tracht auf dem Velo, im Auto oder gar im Luftschiff denken? Siehst Du die jungen Mädchen im weiten, faltigen Trachtenrock an der Maschine oder in der Fabrik? Es gibt wohl nur wenige Gegenden in der Schweiz, wo sich die Bevölkerung eines Dorfes ausschließlich dem Bauerngewerbe widmet. Ein Teil der jungen Mädchen besucht Fabriken, arbeitet auf Bureaus — kannst Du Dir eine Telephonistin oder ein Schreibmaschinefräulein — wir wollen noch weiter gehen, kannst Du Dir eine Lehrerin in der Tracht vorstellen?

Du sagst mir, das sei die Sache auf die Spitze getrieben. Eine unangenehme Erinnerung aus der Kinderzeit macht mich vielleicht ein wenig ungerecht. Damals herrschte die Sitte, daß an Festen, überhaupt an Sonntagen, die Kellnerinnen in Bernertrachten bedienen mußten. Da war ich einmal unfreiwillig Zeuge eines so ausgelassenen, häßlichen Benehmens dieser jungen Mädchen, daß für mich lange Zeit Tracht und Ausgelassenheit und Fastnacht einen Begriff bildeten. Als mir später einmal eine Mutter unter Tränen klagte, ihre Tochter müsse sich so sehr schnüren, wenn sie die Tracht trage, daß ihre Schwestern an beiden Seiten ziehen und reißen müßten, und schon mehr als einmal sei die Tochter dabei ohnmächtig geworden, da verband sich mit dem ersten Begriff noch die Idee des Ungesunden, Verderblichen.

Du wirfst mir wieder vor, ich dürfe von einem Einzelfall nicht auf die Allgemeinheit schließen. Gewiß nicht. Aber: „Menschen sind die Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen" — — meinst Du, unsere jungen Mädchen seien alle plötzlich so vernünftig, so wenig eitel geworden, daß mit den Trachten nicht das unglückselige Schnüren wieder auftauchen würde? Und glaubst Du, sie werden von heute auf morgen so bescheiden und genügsam, daß sie nicht mehr nach Abwechslung verlangen, sondern sich in unserer hastigen, drängenden, so viel Abwechslung bietenden und fordernden Zeit jahrelang mit dem gleichen Trachtenkleidchen begnügen würden?

Aber Du glaubst ja, die Trachten würden die Sitten ändern, würden wieder ruhige und behagliche Zeiten herbeiführen — glaubst Du das wirklich? Seit wann bewirken Aeußerlichkeiten solch tiefgreifende Umwälzungen? Die Technik rast weiter, wir sind ihr unrettbar ausgeliefert; wie viele sind's, die sich ihr gegenüber innerlich frei und unbeeinflußt verhalten?

Weißt Du, welche Trachtenbewegung ich mit tausend Freuden begrüßen würde? Wenn sich alle die vornehmen Damen und wackern Hausfrauen und eleganten Mädchen, die jetzt so eifrig für die Einführung der Trachten arbeiten, wenn die sich dazu verstehen würden, immer und überall unsere jetzige, im Grunde genommen so einfache, praktische, gesunde und schöne Mode anständig und vom sittlichen wie hygienischen Standpunkte aus einwandfrei zu tragen! Doch damit komme ich zum zweiten Kapitel, das ich auf später verspare. Ich habe Dir heute schon genug Unverdauliches zu schlucken gegeben. Ich verspreche Dir dagegen, eine Erwiderung deinerseits (und unter „meiner lieben Freundin" ist natürlich jede meiner Leserinnen verstanden), also Deine Erwiderung ohne irgend einen Mucks in mein Blättlein aufzunehmen und vergnügt lächelnd eine ganze Philippika über mich ergehen zu lassen. Vielleicht bekehre ich mich dann!

Unterdessen viele herzliche Grüße von Deiner

H. v. A.

Kleinigkeiten und doch wichtig

Dem Kinde Teilnahme schenken, wenn es ein Ungemach oder sonst etwas Leides hat.

Wenn Daheim eines seiner Lieben krank ist, sich oft nach dem Befinden erkundigen und über günstigen Bericht freuen.

Nie gestalten, daß von einem für die Pause bestimmten Imbiß schon vor dem Unterricht gegessen wird.

Nicht zulassen, daß ein Kind dankt, wenn es uns einen Dienst erweisen soll und wir zu danken haben, wohl aber ihm das schuldige „Danke" nie schenken.

Kinder sollen uns anschauen, wenn wir mit ihnen sprechen, sei es in- oder außerhalb der Schule.

Wenn wir uns irgend eines Fehlers schuldig machen, ihn nicht verdecken, sondern offen bekennen. Das imponiert dem Kinde. E. M.

Vereinsnachrichten

Die Sektion Aargau versammelte sich am 19. Juni in Brugg zur Behandlung nicht unbedeutender Geschäfte, wie die Gründung eines vom Lehrerverein unabhängigen Exerzitienfonds durch freiwillige Beiträge; die Eingabe verschiedener kath. Vereinigungen an die aarg. Polizeidirektion, die Kinoreform betreffend, mitzuunterzeichnen; die Sammlung kath. Weihnachtslieder und -Gedichte anzuregen, um ein eigenes Bändchen für Schule und Haus herauszugeben. Im Hauptteil aber wurde die 50. Wiederkehr des Todestages der französischen Romanschriftstellerin George Sand in eigener Weise begangen. Unter dem kennzeichnenden Titel „Ein verstiegenes Frauenleben" entwickelte H. H. Prof. Dr. de Chastonay klar und formvollendet das Lebensbild der hochbegabten Künstlerin, der Kämpferin für Klassenversöhnung und Frieden im Zeichen der reinen Humanität, der Frau voll Güte und Mitleid, aber auch der dogmen- und sittenlosen Religion, der Vertreterin der freien Liebe und des Antiklerikalismus in höchster Potenz, der Verfasserin von Werken des Hasses gegen die Kirche. George Sand, ein klassisches Beispiel, wohin beste Herzensveranlagung und höchste Intelligenz führen, losgelöst vom praktischen Christentum. — In der gemütlichen Vereinigung feierte unsere liebe Kollegin Frl. Amalie Keller in Hornussen in körperlicher und geistiger Frische den 80. Geburtstag.

Sektion Gallus. Am 17. Juli hielt die Sektion Gallus in der Pension Felsengarten in St. Gallen ihre Hauptversammlung ab. Im Zeichen des franziskanischen Jubeljahres bildete das Referat von H. H. P. Friedrich O. C. „S. Franziskus von Assisi als Pädagoge", nämlich als Lehrer des Lebens, der Liebe, des Liedes und des Leidens, den Haupt- und Glanzpunkt der Tagung.

Franziskus, ein Pädagoge! Sein Einfluß ist beinahe weltumfassend. Nicht bloß katholische Kreise beeinflußt er, die Erfahrung zeigt, welch große Anziehung der Poverello von Assisi auch auf weiteste Kreise Andersgläubiger und Ungläubiger ausübt. Es war eine Feierstunde, die wir erleben durften. Möge das von franziskanischer Wärme getragene Referat in uns ein wenig vom Geiste des Heiligen von Assisi zurückgelassen haben!

Nach Erledigung des mit köstlicher Unterhaltung gewürzten Mittagessens und nach Abwicklung einiger geschäftlicher Traktanden hörten wir unsern Ehrenpräses, H. H. Prof. Dr. Senti, in seinem Schlußworte über den Tag der Mutter sprechen. In diesem schönen, ursprünglich nordischen Brauche liegt ein hochedler Gedanke, für den der hochwürdige Herr Redner mit Wort und Schrift in den katholischen Kreisen unserer Heimat Boden zu gewinnen sucht. Für die Verbreitung und Verwirklichung dieses Gedankens arbeiten, heißt, wenn man die Sache etwas tiefer überdenkt, eine kulturelle Tat vollbringen. Wir vernahmen Anregungen und Winke, wie die Schule wertvolle Vorarbeit leisten könne. In der Diskussion wurden, damit die Sache nicht etwa wieder im Wasser verlaufe, folgende Beschlüsse gefaßt: a) In den Kreisversammlungen soll diesen Winter die praktische Durchführung des Muttertages in Form von ausgeführten Lektionen und Wochenzielen für Unter- und Oberstufe (Fortbildungsschulen) dargeboten werden. b) Von allem gesammelten Schönen aus Poesie und Prosa soll das Schönste ausgewählt und vervielfältigt den einzelnen Mitgliedern zugestellt werden. c) Es wird der letzte Sonntag im Mai als Tag der Mutter festgesetzt. Vorbereitet durch die Schule, soll an diesem Tag die Dankbarkeit und Liebe der Familienglieder sich äußern durch Empfang der hl. Kommunion für die Mutter, Uebernahme aller Arbeit durch die Kinder, Söhne und Töchter, durch Schmückung des Heimes und Feier der Mutter durch Wort und Lied. d) Dem Zentralkomitee soll die Idee vorgelegt und die Bitte ausgesprochen werden, für die Durchführung des Muttertages in der ganzen Schweiz einzustehen und die Artikel für die Mai-Nummer der „Lehrerin" auf diese Idee konzentrieren zu lassen.

Möge die himmlische Mutter, die dem Feste der irdischen Mutter die höchste Weihe verleiht, die Bestrebungen segnen!

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießern (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 9 16. September 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Eine willkommene Antwort — Echt oder Unecht — Denkst du daran? — Zehn Kronen

Eine willkommene Antwort

Weyerhüsli/Amriswil, 22. Aug. 1926.

Wertgeschätzte Frl. Kollegin und Redaktorin!

Ein Amtsgenosse steckte mir dieser Tage Ihr Blättlein zu mit der schmunzelnden Bemerkung, es sei etwas für mich drin, weil er mich gern und oft neckt mit meiner Arbeit auf dem Gebiete des Trachtenwesens. Ich habe Ihren launigen Brief mit großem Interesse durchgegangen. Wie wär's, wenn statt Ihrer Freundin ein „Mannenvolk“ antworten würde auf Ihre Trachtenplauderei? Wollen wir's in aller Minne und Sachlichkeit probieren?

Da müßte ich Ihnen als Gegnerin ein Kompliment machen, weil Sie, bewußt oder unbewußt, den Kernpunkt der Sache trafen, nämlich, ob ein historisches Kleid noch passe für moderne Menschen. Das hat auch uns Trachtenleute schon sehr oft und angelegentlich beschäftigt. Sie meinen, es haste der Bewegung zum vorneherein etwas Unechtes an. Das wird in sehr vielen Fällen zutreffen, namentlich dann, wenn man Allerneuestes, also Bubikopf z. B. mit dem Historischen, also Trachtentragen, verbinden will. Ich bin selbst auch der Ueberzeugung, wer so hypermodern alles mitmachen möchte, was eine fremde Modelaune vorschreibt, sollte eigentlich die Hand lassen vom Trachtenwesen. Sie sehen, da sind wir schon einig. Umgekehrt wird ein Mädchen, das mit vollem Verständnis und mit Liebe zur Tracht der Heimat greift, sicher auch aus innerem Empfinden heraus nicht jede Modetorheit mitmachen, sondern eben bleiben wollen, was sie ist und war, nämlich eine aufrechte Schweizerin, die sich nicht in der heillosen Sucht, mehr sein zu wollen und zu scheinen als sie ist, vor jedem Modediktat aus Paris und Wien, London und Berlin kritiklos beugt. Denn, Verehrteste, Sie werden mir doch umgekehrt auch zugeben müssen: was in ein modernes Sündenbabel paßt, oder sogar nur nach Zürich, Basel, Genf usf., paßt noch lange nicht aufs Land, ins Dorf hinaus. Wie unendlich lächerlich sieht es aus, wenn ein gesundes, braunes Bauernmädchen z. B. in einer modernsten Toilette herumschwanzt und meint, es könne mit diesem fremden Gehänge, und wäre es noch so „ring“ und praktisch, über seine Herkunft täuschen und als Dame angesehen werden. An allen Enden und Ecken schaut halt doch die Schweizerin heraus; da hilft kein farbiger Strumpf, kein Stöckelschuh, kein Bubikopf, keine Combinaison usf. Zudem ist es weitesten Kreisen gar nicht möglich, der Mode immer und sofort zu folgen. Dann kommen sie mit vorletzter und vorvorletzter Mode (sie wechselt ja bald alle 14 Tage!) angereist und werden so erst recht als hinterwäldlerisch begrinst. Da liegt denn doch der Gedanke sehr nahe, unser bodenständiges Volkstum sollte auch bei bodenständiger Kleidung bleiben, ehrlich und treu auch in der Kleidung zu bekennen: Ich bin und bleibe eine Appenzellerin, eine Bernerin, ein Kind des Landes. Den Städterinnen ist auch von unserer Seite derartiges nie zugemutet worden, eben aus der alten Weisheit heraus: Eines schickt sich nicht für alle! Wo, wie in St. Gallen und Zürich, nun auch von Stadttrachten geredet wird, ist's sicher auch nur aus dem Gefühl heraus, seine Eigenart durch historische Gewandung zu demonstrieren. Die Trachtenleute aber haben sich die Bewegung eigentlich mehr für das Land, für die eingesessene Bevölkerung gedacht und auch da nicht, Sie sind ein bißchen im Irrtum, zur ausschließlichen und allgemeinen Wiedereinführung. Nein, nur wo die Tracht immer noch heimisch war, sollte sie so fortleben. Ueberall aber, wo sie ausgestorben oder am Aussterben war, dachten wir uns die Tracht als vaterländisches Eh-

renkleid für den 1. August, für den Bettag, für Anlässe und schöne Sonntage in den Gottesdienst und — das wird Sie besonders interessieren — für Prozessionen in katholischen Orten, ähnlich Appenzell. Das ist schon ein wesentlicher Unterschied. Wir wollen gar nicht einmal, daß alles in Tracht herumläuft, jedes Fitscheli sie sogar am Werktag spazieren führt, daß jede Aufwärterin darin bedient, kurz, daß das Ehrenkleid sofort heruntergewürdigt und mißbraucht wird. In diesem Sinne kann ich Ihnen auch nur teilweise zustimmen, wenn Sie sagen, es können nie Aeußerlichkeiten einen Einfluß haben auf das Innenleben. Das mag ja vielmal stimmen. Was sagen Sie aber dazu, wenn ich Ihnen verrate, daß mir schon mehrmals spontan Trachtenmädchen und Frauen erklärten: wenn wir die Tracht anhaben, ist es uns immer, wir müssen uns doppelt gut zusammennehmen in der Art, uns zu geben, weil wir das Gefühl nicht los werden, daß wir eine Verpflichtung übernehmen gegenüber dem Ehrenkleid der Heimat und der Heimat selbst. Gewiß, das sind die tieferen! So denken leider nicht alle! Aber vorkommen tut's. Und zu Bern am Trachtenfest war unter den Trachtenleuten ein so guter, feiner Geist des Einsseins, der innern Zusammengehörigkeit, ein Gefühl, nun eigentlich erst recht Kinder eines Volkes und einer Mutter Helvetia zu sein, wie es in modernen Kleidern nie, nie möglich gewesen wäre. Als ferner dort an den Abenden so 5—700 der verschiedensten Schweizertrachten miteinander auf der Bühne standen, da war das ein solch überwältigendes Bild von farbenfroher Schweizereigenart, daß Tausende das nur mit tiefster Bewegung sehen konnten. Mir selbst wurden die Augen naß (was sonst sehr selten geschieht!) vor dieser gewaltigen Demonstration kraftvollen Schweizertums. In Modekleidern könnte man sich so etwas gar nicht vorstellen.

Also, liebe Kollegin, es ist doch ein guter Kern an der Sache. Man muß ihn nur unter dem Wust von unerwünschten Zutaten herausschälen, nicht mit vorgefaßten Meinungen und schlechten Erinnerungen an sie herantreten, kurz, das Gute auch sehen wollen neben dem vielen Unzulänglichen. Gewiß sollen ganz modern denkende Schweizerinnen die Tracht nicht tragen, sie können doch ein treues Empfinden für die Heimat haben. Es ist auch gar kein Zwang da. Kein Mensch muß! Aber die Intellektuellen, denen die Tracht wider den Strich geht aus ihrem manchmal doch etwas blasierten und unschweizerischen Empfinden und Fühlen heraus, sollten auch nicht einfacher konstruierte Schwestern des Schweizerlandes davon abhalten (und sie lächerlich machen!), eine Tracht zu tragen. Das ist doch gar nichts Böses, nichts Schlechtes, schadet niemanden, sondern bringt einheimischen Geschäften willkommenen Verdienst, macht von den Fremden unabhängiger, macht unser Volksleben reicher, farbenfroher und schöner. Sie fragen nebenbei auch, ob Ihre Freundin sich eine Lehrerin in Tracht vorstellen könne. Ja warum denn nicht? Natürlich nicht eine Stadtzürcherin mit amerikanischer Hornbrille und Bubikopf, sondern eine Lehrerin auf dem Lande, wo Trachten Sitte sind. Im Gegenteil, ich halte sogar dafür, daß einer solchen Kollegin sogar sehr gut anstünde (vorausgesetzt, daß ihr die Tracht auch nur einigermaßen geht!), den Mädchen und Frauen mit dem guten Beispiel der Erhaltung des Volkstums voranzugehen und zu zeigen, daß sie kein hochnäsiger, eingebildeter Blaustrumpf, sondern trotz der höhern Bildung noch ein Kind des Volkes ist. Im Thurgau gibt's das bereits!

Aufs Velo, ins Auto usf. natürlich paßt eine Tracht nicht, da bin ich völlig einig mit Ihnen. Auch in Geschäft und Fabrik nicht. Es wird aber auch keinem Menschen einfallen, dort eine Sonntagstracht tragen zu wollen. Auch ans Telephon und an die Schreibmaschine nicht!

Gegen Ihr Jugendgefühl, Tracht sei Fastnachtzeug, gehen wir mit aller Energie an. Nein, nicht zur Maskerade, nicht zum Herumreißen und Ausgelassentun ist für unser Empfinden die Tracht da, sondern sie ist uns, wie ich oben festlegte, das höchste Ehrenkleid der Heimat, das auch nicht mehr geschnürt werden soll, bis man ohnmächtig ist. Man macht das heute vernünftiger und scheidet Unzukömmlichkeiten möglichst aus.

Ihr Schlußabsatz ist sehr sympathisch. Gewiß ist die jetzige Frauenmode, denn um diese handelt es sich doch ausschließlich, weil die Männer punkto Kleidung von jeher konservativer blieben und sich weniger um solche Dinge kümmern, praktisch, leicht, gesundheitlich, wen sie in Ihrem Sinn getragen wird. Ob immer schön, bleibt eben Geschmacksache, über die man nicht streiten kann und soll. Wie aber, wenn es aus Gründen der Sensation und des Verdienstes den Modemachern einfällt, wieder zu ändern? Was dann? Wird dann nicht die ganze Frauenwelt den größten Unsinn doch wieder sofort und willig mitmachen „will mes halt jetz so hät"? Wäre da dann nicht eine „ring" konstruierte Tracht nicht ebenso gut und noch schweizerischer, als das ewig Fremde, das unserm Wesen doch so oft gar nicht zusagt? Was der mondänen Pariserin ansteht, paßt deswegen noch lange nicht jeder Schweizerin, wenn sie's schon glaubt und meint. Und ist es nicht ein seltsamer Zufall, daß die Bewegung für Trachten grad in der Zeit Fuß faßt und Boden gewinnt, wo die bequemste Mode seit Jahrzehnten Trumpf ist? Ein thurgauischer Bauersmann schrieb mir vor Ostern, er ließe gern für seine Konfirmandin eine Tracht machen als rechtes Sonntagskleid, er habe noch vier Mädchen und vermöge nicht, alle 14 Tage allen fünfen die neue-

sten Modelle zu kaufen. Die Tracht bleibe, sei solid und kleide ebensogut. Kommentar überflüssig!

Damit, liebe Federgewaltige, komme ich zum Schlusse. Ich wage nicht zu hoffen, Sie in etwas umgestimmt und gerechter gemacht zu haben gegen die Trachtenfrage. Ich weiß aus langer Erfahrung, daß Voreingenommenheiten, herrührend aus frühern Gefühlseindrücken, beim weiblichen Geschlecht sehr fest sitzen. Aber vielleicht das resultiert doch aus meiner leider etwas länglich gewordenen Epistel, daß Sie einige Irrtümer einsehen, daß Sie eine andere Meinung auch gelten lassen und milder werden gegen die, welche aus sehr triftigen und absolut guten Beweggründen heraus von der Trachtenbewegung etwas erwarten für unser Volk und sein Leben. Ist sie etwas wertvolles, so wird sie bleiben und wachsen. Ist sie aber das, wofür Sie sie halten, verschwindet sie von selbst wieder. Die Zeit wird entscheiden!

Freundlich grüßt Sie in Wertschätzung

H. Gremminger-Straub.

Echt oder Unecht?

Der Mode- und Trachtenplauderei sehr verkürzter II. Teil

Liebe Freundin!

Mein Versprechen habe ich gehalten und die sehr geistvolle Antwort auf meinen letzten Brief ohne Kommentar erscheinen lassen. Was hätte ich auch einwenden können? Die Gründe des verehrten Herrn Kollegen sind so stichhaltig, seine Bemerkungen so fein und zutreffend, daß ich beschämt verstummen muß. Daß ich dennoch nicht bekehrt worden bin, kommt wohl daher, daß er Optimist ist, ich aber Pessimistin bin, und so heißt es eben für beide: abwarten.

Auch mit meiner Modeplauderei, die ich mir so überzeugend und unanfechtbar vorgestellt hatte, bin ich unterdessen in eine arge Sackgasse geraten. Ich wollte also von unserer so „einfachen, praktischen, gesunden und schönen Mode" reden, wollte die natürlichen und einfachen Linien beschreiben, in denen das ganze und ungeteilte Kleid über den Körper fällt, wollte uns glücklich preisen, daß wir von den Geschmacklosigkeiten früherer Moden befreit seien, nämlich von den schrecklichen Ausbuchtungen am Oberarm, am Unterarm, vorne und hinten, links und rechts, befreit auch von den Wespentaillen, von den schweren, schleppenden Glockenröcken, mit denen man immer ganze Kilo Straßenstaub heimbrachte, erlöst von den überladenen, unschönen Garnituren, kurz, ich wollte auf unsere Mode, anständig getragen, ein Loblied singen. Wie ich aber kürzlich einer Dame gegenüber, die punkto Mode auf dem Laufenden ist, die ersten Töne dieses Liedleins anstimmen wollte, erklärte sie mir mit etwas spöttischer Ueberlegenheit, daß diese Mode schon nicht mehr „neueste Mode" sei, daß in den Fremdenzentren überall die „Volantröcklein" auftauchen, ein Volant über dem andern, mit einer knapp anliegenden engen Taille — daß, mit andern Worten, über kurz oder lang das Ballettröcklein die Mode beherrsche, der Balletrock, für mich der Schrecken aller Schrecken.

Und jetzt? — Nach der ersten Ueberrumpelung, nach dem ersten Entsetzen, hielt ich mir wieder eine kleine philosophische Standrede: „Es geschieht dir ganz recht. Warum hast du die Wahrheit des alten Sprichwortes vergessen, „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Bleib du bei deiner Schule, überlaß die Modefragen gescheiteren und raffinierten Gehirnen und Händen und red' nicht in Dinge hinein, die du nicht verstehst."

Und so bleibt die Modefrage für mich eben eine „ungelöste" Frage, die ich ruhig zu den tausend andern ungelösten lege, die mir in meinem Leben schon begegnet sind. Gott sei Dank, bin ich nicht berufen, zu ihrer Lösung beizutragen!

Nur meine Erfahrungen in der Schule betr. Modedingen will ich zu Nutz und Frommen, vielleicht auch zur Erheiterung meiner lieben Leserinnen in einer der nächsten Nummern erzählen. Unterdessen bitte ich dich, liebe Freundin, nicht mehr so gefährliche Fragen und Themata aufzugreifen, sondern mich in aller Ruhe meine Schäfchen weiden zu lassen auf gesundem, nahrhaftem Boden, nicht auf diesem gefährlichen Glatteis der Mode, wo sie sich höchstens die Beine brechen können.

Mit freundlichen Grüßen H. v. A.

Denkst du daran?

An was denn? — Deine Anmeldung für die Exerzitien in Hertenstein zu schreiben; sie finden statt vom 27. Sept. bis 1. Oktober.

Im heimeligen Ingenbohl haben unser an die 50 so viel Goldkörner mitbekommen, daß wir nur recht herzlich wünschen können, es möchten ja recht viele Kolleginnen das Glück haben, diese Leib und Seele erquickenden Gnadentage mitzumachen im idyllischen Hertenstein. Wir verlebten Tage der Ruhe und zugleich tiefgründiger Arbeit. Das mag kurios klingen, doch ist es so. Wer sich neuen Schwung und Tatkraft verschaffen will, der schnüre seine sieben Sachen und wandere an den bergumrahmten Vierländer-See. Mehr will ich nicht verraten. Gehet und höret!

L. W.

Zehn Kronen

Es ist gewiß nicht viel Geld — 10 Kronen. — Nein, sogar nur 1 Mk. 25 Pf. oder 1 Fr. 50 Rp. in Schweizergeld. Jedoch können 10 Kronen eine ungeheure Rolle spielen, zumal bei einem vorschulpflichtigen Kinde.

„Fräulein! Fräulein!" ruft Susi hocherfreut, indem sie im schnellsten Tempo zu mir eilt.

„Fräulein, nimm mal mein Täschchen in die Hand, fühl doch, wie schwer es ist und dann schau hinein! Denk dir nur, ich bin mit Mutti an der Bahn gewesen, wie Onkel Fritz weggereist ist und da, ach wie fein! da hab' ich 2 Gelder, 2 silberne, große runde Gelder bekommen! Ich ganz allein für mich und weißt du, — das gebe ich mal nicht in die Sparkasse, nein, nein, Onkel Fritz hat gesagt, da darf ich für mich oder meine Puppen was kaufen. Ich ganz allein."

„Das ist ja herrlich! Ja, und nun zeig doch mal, wieviel Geld denn das ist?"

„Ich glaub' 10 Kronen oder noch mehr. Mutti hat gesagt, gerade soviel, wie ich Finger an meinen Händen hab' 1, 2, 3, 4, 5, ei wie fein! 6, 7, 8, 9, 10. — Jawohl! 10 Kronen! — Fräulein, du liebes, was kauf' ich mir da nur?"

„Das mußt du selbst wissen, Susi, denk' nur gut nach!"

„Ich glaube, da gibt es ganz viel, allerhand, vielleicht einen großen Korb voll, so daß ich es nicht einmal tragen kann. Aber was kauf ich mir nur, Fräulein?"

„Heute ist leider Sonntag. Da sind die Spielwarengeschäfte geschlossen, und weißt du, Susi, ich glaube doch nicht, daß es sehr viel dafür gibt."

„Ich glaube aber schon! — Weißt, Fräulein, im „Tandaradei" hat ein Mädchen für 50 Pfennige auch so viel bekommen. („Tandaradei", ein empfehlenswertes Bilderbuch für Vorschulpflichtige, von Ad. Holst und Ernst Kutzer, Nürnberger-Verlag, Oldenburg.) Bitte, Fräulein, sag' mir das Sprüchlein „im Kaufladen" noch einmal auf, dann wirst du es hören:

Beim Kaufmann.

„Ich möcht' gern etwas kaufen!"
„Was soll es denn sein?"
„Für 50 Pfennige, aber nicht so klein!"
„50 Pfennige? Das ist viel Geld!
Dafür kriegen Sie ja die halbe Welt!

Gänsebraten.
Und Zinnsoldaten,
Schokolade,
Schöne Pomade,
Hampelmänner, Puppen und Stöcke,
Und seidene Röcke,
Und eine Kuh,
Die gibt's noch dazu!"
„Das alles kann ich bei Ihnen kriegen?"
„Mit Vergnügen!
Ich schicke es Ihnen,
Es wird sonst zu schwer!"
„Bitte sehr!"

„Ah! siehst du, Fräulein!"
„Nun, du wirst es schon sehen!"

„Ach, wenn es nur schon Montag wäre! Hör' mal, Fräulein, du kommst aber nicht mit ins Geschäft hinein, ich gehe ganz allein, und du schaust dir einstweilen draußen die hübschen Sachen im Schaufenster an."

„Gut."

„Was machst du aber, Susi, wenn etwas 12 Kronen kostet?"

„Dann sage ich, ich hätte gerne etwas, das 10 Kronen kostet; nicht wahr, Fräulein, soviel hab' ich doch?"

„Ja, ja! — Susi, wenn ein Spielzeug 6 Kronen kostet, was machst du da?"

„Dann komme ich schnell zu dir heraus und borg' mir von dir noch ein Geld."

„So! so!"

„Ach, wenn es nur schon Montag wäre! O, wie bin ich glücklich! Ich möchte gleich über diesen Baum hopsen, so froh bin ich." —

Susis Glieder zapppeln fast unaufhörlich. Sie kann ihr Glück kaum fassen. Alle Leute lächelt sie an, denn sie sollen es alle merken, daß sie, Susi König, 4½ Jahre alt, heute im Besitztum ungeheurer Geldstücke, im Werte von 10 Kronen ist. Die Augen der „Reichen" strahlen und werfen kurze Blicke bald hier-, bald dorthin. Ja, die Augen sehen alles . . . nur nicht den Weg, den Susi geht. Wohl schon in viele Personen wäre sie hineingerannt, wäre schon unzählige Male gestolpert, oder läge gar schon im Straßengraben oder unter einem Auto, hätte ich den kleinen Wildfang nicht fest an der Hand.

„Hier steht ja der Eselwagen, Fräulein! Soll ich ein Stück mit ihm fahren und es selbst bezahlen? Nein, ich kaufe lieber etwas für meine Puppe, die Lore; sie ist ja so artig. Weißt, Fräulein, die Lore hat einen Strumpf verloren — ja, die Lore muß für die schönen Tage ein paar neue, feine Socken haben. Das kauf' ich! Juhu!! Aber, Fräulein, du darfst meiner Lore nichts sagen, denn ich will sie überraschen! Ach, wie wird sie sich freuen! — Ich muß nochmals meine Geldstücke zählen."

(Schluß folgt.)

12. Jahrgang Nr. 10 7. Oktober 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Meine Schule — Echt oder Unecht — Klänge vom Rhein — Zehn Kronen

Meine Schule

Meine Schule hat alle Eigenschaften, die eine gute, ideale und rechte Volksbildungsstätte nicht haben soll. Unterrichtet wird in ihr nur Sonntags und auch dann nur, wenn Lehrer und Schüler wollen und können. Die Schülerzahl ist stets eine andere und nach dem Alter sehr gemischt. Lehr- und Lernmittel hat meine Schule auch nicht, auch keinen Stundenplan. Wir kennen eigentlich nur zwei Fächer, das eine heißt Religion, das andere Lebenskunde. Vielleicht ist aber auch nur das letzte Fach Pflichtfach in meiner Schule, nur daß es einmal wohl einen mehr religiösen, dann einen mehr praktischen Einschlag hat. Der Lehrstoff wird von den Schülern selbst bestimmt, und meine noch so gute Vorbereitung für eine Stunde war praktisch für den durchgenommenen Stoff fast immer vergebens.

Auch äußerlich hat meine Schule manche Eigenheiten. Die Fenster liegen sehr hoch und sind undurchsichtig, damit nur ja die Schülerinnen wenig von außen sehen. Im Schulzimmer stehen rund an den Wänden einfache Betten, in der Mitte ein nackter großer Tisch und einfache Hocker herum. Wenn die Lehrerin Sonntags kommt, dann ist das erste große Ereignis, daß ein richtiger Stuhl mit Lehne ins Schulzimmer kommt. Es gibt aber noch viele andere wichtige Ereignisse in meiner Schule, die vielleicht Alltagsmenschen klein und lächerlich finden. Meine Schule ist nämlich die Frauenabteilung in unserem Gefängnis, die durchschnittlich 10 bis 15 weibliche Strafgefangene beherbergt. In dieser meiner Schule darf ich alle 14 Tage von 3½ bis 5½ Uhr unterrichten. Und bis jetzt habe ich schon viele frohe Stunden mit meinen Schülerinnen dort erlebt.

Wir beten nicht vor jeder Stunde, aber manchmal nimmt unsere Stunde einen solch ernsten Ausgang, daß wir unwillkürlich die Hände falten müssen. Vor Weihnachten, in den Tagen des Advents, hatten wir jeden Sonntag Schule. Wir mußten doch dem Jesulein unser Kripplein bauen. Und wirklich, bis Weihnachten hatten es alle fertig gebracht. Augenblicklich ist unser Unterrichtsstoff ein sehr zeitgemäßes aber auch gefährliches Thema. Es handelt sich um den § 218 des Str. G. B., gegen den zwei meiner Schülerinnen sich verfehlt hatten. Fast wird mir bang vor meinen Stunden, und ich muß mich jetzt durch besonderes Gebet darauf vorbereiten. Schön sind immer die Stunden, in denen meine Kinder aus ihrer Vergangenheit erzählen und ich dann immer wie jede geschickte Lehrerin versuche, passende Bemerkungen anzubringen. Am letzten Schultage versuchten wir in der zweiten Stunde an Hand schöner und guter Bilder einen Gang durch den Kölner Dom, ein Meisterwerk deutscher Baukunst, der in seiner tiefsten und reinsten Sprache nur in Verbindung mit dem feierlichen liturgischen Gottesdienst zu verstehen ist. Ganz andächtig lauschten meine Schülerinnen und folgten ergriffen der feierlichen Handlung, die ich ihnen erzählte, als wir bei unserem Rundgang im Chor ankamen. Einigen kamen die Tränen bei der Erinnerung, daß auch sie in glücklicher Kindheit einmal kindlichgläubig der hl. Messe folgen konnten. Unsere Stunde schloß mit dem Treuschwur: „Nie will ich von ihr weichen“, den meine Kinder ganz von selbst und ganz ergriffen sangen. Das war eine religiöse Stunde, und nach dieser mußten wir auch beten um Treue im Glauben. Die nächste Stunde müssen wir uns auf das Pfingstfest vorbereiten, weil an diesem Tage selbst meine Schule leider geschlossen sein muß. Nach Pfingsten werden wir auch wieder Zeit finden zu lustigen Liedern, Spielen, Rätseln und sonstigen Unterhaltungen.

Eine große Sorge kennt auch meine Schule, das ist die Sorge für die Schulentlassenen. Das Wohin und die Not um den nötigen sittlichen Halt steht immer als großes Schreckgespenst vor jeder Entlassung. So grausam es klingt, am liebsten

möchte ich alle meine Kinder immer behalten. Aber der Wunsch hat doch seine Berechtigung, wenn dahinter die Tatsache kommt, daß an meiner jetzigen Schule erst zwei wirklich wieder umgelernt haben. Und ich unterrichte an ihr doch schon zwei Jahre, und sicher sind in dieser Zeit 50 Schülerinnen entlassen worden. Ob meine Pädagogik falsch war, ob die Verführung draußen zu groß war, ich weiß es nicht, Gott weiß es. Ich gehe nach wie vor in meine Schule, lehre und lerne, tue meine Pflicht in der sicheren Hoffnung, daß doch ein Wörtchen mit Gottes Gnade und wenn auch erst in der Todesstunde bei meinen Schülern den rechten Ort findet. Ich hoffe, daß auch meine Kinder nicht für die Schule, sondern in der Schule fürs Leben lernen.

G. Sauerborn.

(In der Zeitschrift „Die junge Lehrerin".)

Echt oder Unecht

Als ich diesen Titel in Nr. 8 der „Lehrerin" und dann auch noch in der „Arbeiterin" las, da habe ich gemeint, es gehe mindestens um Gold und Doublé. Aber weit gefehlt! Es war gar kein Metall dabei, sondern ein ganz anderes M. Ich lese sonst keine Modeartikel mehr, weil darin doch immer nur über uns Frauen kritisiert wird, als wären wir allein Schuld an der verkehrten Welt, wo jede Modeprinzessin obenan ist, ein einfach gekleidetes Mädchen aber lange warten kann, bis es zum Tanz oder zu einem Spaziergang geholt wird. Nicht, daß es sich deswegen zu grämen brauchte, aber . . . die Herren sollen einmal den Stil umkehren, was gilts, die Einfachheit und ganze Strümpf und Schuh werden wieder Trumpf.

Doch nun zur Sache. Ich habe die „Modeplauderei" also zu Ende gelesen, weil ich durch den Titel einmal hineingeraten war, und da ich in Sachen Trachten auch schon das eint und andere gehört und gelesen und gearbeitet habe, so erlaube ich mir, eine Antwort zu schreiben.

Die Einsenderin findet das „Doublé" in der Trachtenbewegung sehr gut heraus und hält den Damen, die aus Sport an Festen und Umzügen im Trachtenkleide Parade laufen und à volonté den Bubikopf in Gretchenzöpfe verwandeln, mit flinker Hand den Spiegel vor. Ihr Unbehagen verstärkt sich beim Lesen der schmückenden Beiwörter, mit denen dann in den Festberichten der Presse die Trachtenträgerinnen bedacht werden, von der „flotten" Bernerin bis zur „feschen" Züribieterin etc. Einverstanden! Ich bin darüber auch schon ehrlich bös geworden. Bitte, aus welchem Schweizerdialekt stammt eigentlich „fesch"?!... Solche Ausdrücke sind als abschreckende Stilblüten zu werten und auf grundfalsche Auffassung der Trachten überhaupt zurückzuführen.

Soweit nun das „Doublé", das Minderwertige, in der Art der Einführung des Trachtenkleides. Bisher gehen unsere Ansichten einig. Die meisten Gründungen, auch die besten, haben eben ihre Kinderkrankheiten zu überwinden.

Im Gegensatz dazu möchte ich von einer echt goldenen Einführung des heimatlichen Trachtenkleides erzählen. An unserer kant. Hauswirtschaftsschule Custerhof hielt z. B. der Vorstand des Heimatschutzes ein orientierendes Referat speziell über die st. gallischen Gautrachten, und seither tragen die Schülerinnen zu ihren Arbeiten in Haus und Feld die selbstangefertigte, kleidsame Rheintaler-Arbeitstracht. — Und ein zweites Bild: Ein katholischer Arbeiterinnenverein rief am letzten Sonntag zu einer Versammlung, wobei der hochw. Herr Pfarrer den Vorsitz führte, die Rheintalertrachten von Vereinsmitgliedern getragen und von der Präsidentin ein Referat geboten wurde über: „Neue Bestrebungen in der Frauenkleidung mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der Trachten." — Schade, daß die Stadt an der Aare und das Dorf im schönsten Wiesengrunde so weit von einander entfernt liegen, sonst wäre bei dieser Gelegenheit aus einer Trachten gegnerin vielleicht eine Trachten freundin mehr geworden!

So, jetzt muß ich aber noch etliche Irrtümer berichtigen, sonst bekomme ich einen Kropf und das ist ein Schönheitsfehler, zur Tracht sogut wie zum Modekleid. Also, es wird behauptet: „Die alten Trachten paßten zu jenem geruhigen, stillen Leben, das unsere Voreltern führten, aber sie passen nicht mehr zu Maschine und Fabrik, zu Velo und Auto, zu Kino und Radio."

Eine Frage: Ist die Arbeiterin im Fabrikraum, an der Maschine, in der Spedition, wenn sie das blauweiße, waschechte, hübsche praktische Arbeitskleid aus solidem Baumwollstoff trägt, nicht besser gekleidet als ihre Nachbarin in der ausrangierten Seidenblouse?... Und auf dem Velo? Ja, da präsentiert sich ein Gewand von anständiger Weite und Länge entschieden vorteilhafter als der enge Sackrock. — Aber das Schreibmaschinenfräulein?.. die Bureauangestellte?... Sollen sie lieber warten, bis der Prinzipal, der ewigen Hoffart müde, die schwarze Aermel-Kleiderschürze als Geschäftstracht vorschreibt? — Auch die Telephonistin wird ob dem ruhigen Farbenblau nicht nervöser, als sie schon ist. Und die Lehrerin? unmöglich! Kannst du dir diese im Trachtenkleide vorstellen?... O gewiß, sehr gut, sogar als recht freundliches, liebenswürdiges Wesen, das in seiner Erzieherarbeit nicht im ge-

ringsten beeinträchtigt wird, oder an Respekt und Achtung verliert. —

Aber nun ins Auto! Bewahre, das kommt wegen der Tracht auch nicht aus dem Tempo und wirft nicht mehr oder weniger Staub auf, ob eine Sarganserin oder ein Pariser modell im Polster sitzt, und ist einmal ein Kilometer lancé vorgesehen, so kann man sich immer noch schnell in Staubmantel und Lederkappe einpuppen, während die Haube in der Hutschachtel mitfährt, es braucht dann wenigstens nur e i n e solche. — Punkto Luftschiff habe ich nun allerdings noch gar keine Erfahrung. Spendiert mir aber ein reicher Onkel von drüben die nötigen Dollars für die Fahrkarte, so wollte ich auch den Flug wagen, und sicher würde die Tracht in New York die Kabine so heil und schmuck verlassen, wie ich sie in Altenrhein eingeschifft habe. Gepäck belastet mich wenig; ein Sonntagskleid, das sich auf der Straße, in Kirche und Gesellschaft sehen lassen darf, habe ich ja, einen Mantel dazu, und der Arbeitsrock (dessen braucht man sich auch in Amerika nicht zu schämen) verlangt keinen Riesenkoffer. Praktisch! Nicht wahr? Also durchaus nicht nötig, das Rad der Zeit um 100 Jahre rückwärts zu drehen, oder dann auf das Trachtenkleid zu verzichten; es verträgt sich ganz gut auch mit den technischen Errungenschaften der Neuzeit. Ob auch mit dem modernen Zeitgeist? Das ist eine andere Frage, die einen wunden Punkt berührt.

Die Zukunft muß zeigen, ob das Trachtenkleid wirklich imstande ist, im Wettrennen nach der Mode eine Insel des Friedens zu bilden — nicht der Steifheit und Starrheit und Eintönigkeit — sondern eine gesunde Stätte. Wer gern sein Geld und seine Zeit opfert, um fortwährend im Schnellzugstempo der Pariser mode nachzurennen, der möge es tun, bei gutem Willen findet man ja auch bei der Allerweltsmode das Schöne heraus und kann sich gesundheitlich und sittlich einwandfrei kleiden. Wer aber unabhängiger werden möchte von den Launen der Mode, wer wieder ein Sonntagskleid, ein Kirchenkleid, haben möchte, das nicht im nächsten Vierteljahr geändert oder durch ein neues ersetzt werden soll, der wird das Wiederaufleben unserer Gautrachten begrüßen. Die Gefahr, daß damit auch das „unglückselige Schnüren" wieder auftauche, ist weniger zu fürchten, es entspricht den heutigen Begriffen von der Schönheit nicht; zu der Zeit, die als unangenehme Erinnerung aus dem Unterbewußtsein der Trachtengegnerin auftaucht, war die gerügte Unsitte übrigens auch bei der modischen Kleidung an der Tagesordnung. Dann sei zur Orientierung darauf hingewiesen, daß z. B. die Rheintalertracht (welche die Einsenderin nicht zu kennen scheint) weder Schnürmieder noch Silberketten aufweist. Es wurde hier mit Hilfe einer heimatlichen Künstlerin in Anlehnung an die historische Rheintalertracht ein Kleid geschaffen, das nach dem Urteil sachverständiger, maßgebender Kreise den Anforderungen der Aesthetik, der Schicklichkeit und Bequemlichkeit gleicherweise entspricht. Es ist möglich, daß in andern Gegenden nichts mehr von d i e s e r A r t in die Gegenwart hinüber gerettet wurde, und auch die Bestrebungen der Trachtenfreunde nicht richtig eingeschätzt werden, die nicht etwa irgend ein altes, unbequemes Modell aus dem Museumsschrank bis zum letzten Faden kopieren wollen. — Unsere Talschaft befindet sich sodann auch in der Nachbarschaft von zwei Völklein, den Appenzellern und Bregenzerwäldlern, wo die Sonntagstracht noch als das gewertet wird, was sie sein soll: als Festtags- und Kirchenkleid und nicht als Tanz- und Kellerinnenkostüm. Die Appenzellerinnen und Bregenzerwäldlerinnen, die in ihrer Landestracht am Hochzeitstage zum Altare treten und diese dann jahrelang als bestes Feierkleid am hohen Fronleichnamstag und an Familienfesten tragen, würden sich für diese Zulage bedanken. — Leichtfertig getragen werden kann jedes Kleid, davor ist auch die Tracht leider nicht geschützt. Hier kommt es auf den i n n e r n W e r t oder U n w e r t des Menschen und seiner Umgebung an, und dürfte allgemein das Benehmen weniger dem Kleid, als der Trägerin zur Last gelegt werden.

Stadt und Land werden sich naturgemäß verschieden zur praktischen Auswirkung der Trachtenbewegung verhalten. Solange aber gottlob im Fürstenland und Toggenburg, im Rheintal, im Kt. Graubünden, in der Innerschweiz, im Wallis und auch an der Aare! kurz gesagt: in unserem lieben Schweizerland immer noch mehr Bauernhausfirsten und Kleinstadtgiebel, als Fabrikschlote und Großstadtkasernen stehen (bessere Belehrung vorbehalten!), solange brauchen wir ein heimatliches Kleid nicht im Großstadttrubel unter dem Diktat der Modehäuser von Paris und Wien versinken zu lassen.

Die Trachtengegnerin ihrerseits würde eine Bewegung begrüßen, die zum Zwecke hat, das m o d i s c h e Kleid, in Anlehnung an die jeweiligen Modeformen und Vorschriften, immer und überall e i n w a n d f r e i zu tragen. Gewiß eine lobenswerte Idee, die übrigens auch schon seit Jahren von der Kanzel gepredigt wird und neuestens gedruckt in allen vier Landessprachen an den Kirchentüren angeschlagen steht. P r a k t i s c h e V o r s c h l ä g e z u r D u r c h f ü h r u n g werden von allen Gutgesinnten gewiß jederzeit gerne entgegengenommen, solange es sich nicht um einen „Kragenstäbli-Verein", Fingerspitzenärmel- oder Schleppenkleid-Verband handelt. — Nichts für ungut, ist aber in Lehrerinnenkreisen auch schon dagewesen.

Und nun zum Schluß und als Friedensglocke noch eine kleine Poesie, worin ein Neutraler mit gewaltiger Stimme das Lob im besondern den Rheintalertrachten singt:

Klänge vom Rhein

Stolz ruschet de Rhi hüt dur's Turbeland:
„Jetzt chunt wieder z'Ehre das Trachteg'wand!
Sit Johre hät=mes verschupft und vertriebe
Und lieber z'Paris sich en Gruscht loh verschriebe,
Und d'Schueh und d'Bedachig grad au no derbi.
Und lang eb mes zahlt hät isch altmödig gsi. —
I ha d'Oberriedler fürwohr kum meh kennt,
Jetzt häd=si der Handel zum Bessere g'wendt;
I kan=es nöd säge, wie g'waltig 's mi freut,
D'Rhintalere z'gsäche im Trachtekleid.

A prächtigi Hube mit goldigem Bode,
Gnueg Stoff a den Aermel, und 's bliebt i der Mode . . .
's brucht keine meh z'fürchte, er kiemi uf d'Gant,
Wil d'Frau em de Zahltag nu hänki as G'wand!
Und wenns ame Werktig is Feld gönd go pfluege,
So möchti am liebste grad still stoh und luege:
So schaffig, so praktisch und fründli derbi,
Es tuet em grad wohle, de wiß und blau Schy.
Die Rhintaler=Trachte, e Freud sinds zum gseh
Vo Montlige bis a de Bodesee." J. L.

Zehn Kronen

„Susi, das ist bestimmt schon das zehnte Mal, wo du heute dein Geld zählst."

„Es macht mir halt Vergnügen!"

„Ja, so zähl' nur richtig!"

„Immer noch 10 Kronen sind es!"

„Ich glaub es dir schon."

Der Abend kommt, Susi muß ins Bett.

„Gute Nacht, Fräulein, hoffentlich ist der Morgen bald da!"

Montag — 7 Uhr in der Früh'.

„Fräulein, Fräulein, ich möcht aufstehen!"

„Guten Tag!"

„Ach denke dir, Fräulein, ich habe geträumt, die Geschäfte wären wieder geschlossen."

„Heute nicht, nein, nein!"

„Wo soll ich nun was kaufen? Auf der Kollonade beim Kreuzbrunnen, oder in der Kaiserstraße?"

„Ganz wo du willst und wo du glaubst, daß du das Richtige findest!"

Endlich angelangt beim Spielwarengeschäft.

„Was kauf' ich mir nur?" denkt Susi und zerbricht sich darüber beinahe den Kopf. „Am liebsten möcht ich einfach alles haben," sagt Susi. Das geht aber nicht. Nun geht's los!

„Einen Ball?" — „Hab' ich!"

„Eine kleine Puppe?" — „Hab' ich!"

„Ein Schifflein?" — „Hab' ich!"

„Ein Tierlein?" — „Hab' ich!" etc.

„Eine so niedlich kleine Badepuppe. Das könnte ich kaufen. Ja!"

„Kostet 2 Kronen."

„Hier! — Danke schön! — Wieviel Geld hab' ich jetzt noch, Fräulein?"

„8 Kronen!"

„Ei! Da stehen ja Erika, Inge und Carla! O, da spiel ich mit ihnen, Fräulein!"

„Ja, mir ist's recht!"

Zuerst müssen natürlich alle Kinder die selbstgekaufte Puppe bewundern und dann wird mit dem Ball gespielt. Die Zeit eilt pfeilgeschwind dahin. — Mittagessen — und ins Bett kommt die kleine Susi. Eine halbe Stunde vergeht.

„Fräulein, entschuldige, ich kann bestimmt nicht schlafen, sei mir nicht böse. Ich habe ja noch acht Kronen und ich muß mir etwas kaufen davon, unbedingt!"

Alle Mühe, Susi zum Schlafen zu bringen, ist umsonst.

„So kleide dich halt an!"

„O ja!! Fräulein, jetzt möcht ich zum Bellevue; dort ist ein Spielwarengeschäft, wo ich mir noch was kaufe."

— Endlich dort angelangt. — Nach langem Schauen und Ueberlegen sieht Susi auf einmal etwas im Schrank und das gefällt ihr, das muß sie haben.

„Was ist es denn?"

„Besteck für Puppen; Messerchen und Löffelchen!"

Etwas schon längst Vermißtes beim Puppenbesuch spielen. Das ist es, was meinen Liebling völlig befriedigt. — Preis 7 Kronen 80 Heller. —

Langsam wird ein Geldstück nach dem andern aus dem Täschchen geholt, womöglich auch noch trotz aller Sorgfalt fallen gelassen. Ach — fast tut es Susi leid, so viele Geldstücke hingeben zu müssen. Sie möchte ja noch viel mehr kaufen. — Der Einkauf ist gemacht — das Geld ist fort — und das Paket unterm Arm der Glückstrahlenden, die aber immer für sich selbst den Einkauf sehr teuer findet.

„Nun habe ich nur noch ein ganz kleines Geld, Fräulein. Dieses gebe ich noch dem Leierkastenmann beim Café Rübezahl, nicht wahr?"

„Ja! das ist eine sehr gute Idee."

„Nun habe ich einmal allein einkaufen können. Das war aber fein!"

Am darauffolgenden Tag beim Aufstehen. „Ach, Fräulein, hätte ich doch noch meine zehn Kronen!"

H. R., Kindergärtnerin.

15.-Jahrgang Nr. 11 4. November 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Am Grabe der Lehrerin — Weihnachten und Schule — Delegierten-Versammlung des Vereins kath. Lehrerinnen — Reisetage: Lisieux — Zu „Echt oder Unecht?“ — Vereinsnachrichten — Alles aus dem alten Büchlein

Am Grabe der Lehrerin

Hier unter den Cypressen,
im engen, dunklen Haus
ruht unsre liebe Lehrerin
vom Erdenwandern aus.

Kann nicht vorüber gehen,
es kommt mir in den Sinn.
Ich muß, ich muß ihr danken,
der stillen Schläferin.

Sie lehrte uns erfüllen
des Christen höchste Pflicht
und sprach zu unsern Herzen,
wie eine Mutter spricht.

Wir konnten's nicht ermessen,
wir — übermütig Blut, —
wie viel sie uns gegeben,
wie treu sie war und gut.

Doch drauß' im Kampf und Ringen,
auf steiler Lebensbahn
erschauten unsre Augen,
was sie an uns getan.

Hab' Dank, du edle Seele!
Gott hat dein Werk geschaut
Schutzengel du der Kinder,
die man dir anvertraut.

O schöne, frohe Stunden
bei unsrer Lehrerin,
wie früh seid ihr entschwunden,
für immer hin, dahin! —

Doch gibt's ein Wiedersehen
im ewigen Sonnenlicht
und hier ein blaues Blümchen,
das sagt: Vergeßt sie nicht.

Elisabeth Müller.

Weihnachten und Schule

Referat, gehalten am 7. November 1925 in der Sektionsversammlung Aargau von M. Schlumpf, Wettingen

Meine lieben Kolleginnen!

Wir leben in den stillen Novembertagen. Die blätterlosen Bäume und leeren Felder, die letzten Astern am Hage machen uns still und ernst. Aber im Herzen von Jung und Alt, von Krank und Gesund, von Fromm und Unfromm beginnt ein lichter Gedanke sich zu regen und auszubauen — es ist der Gedanke an das nahe Weihnachtsfest. In besonderer Weise ist Weihnachten das Fest der Kinder; denn ein Kindlein brachte ja das Weihnachtsfest auf unsere arme Erde.

Kinder! Wer ist so mit ihnen verbunden wie wir Lehrerinnen? Wohl sind Vater und Mutter es inniger, aber nur mit einzelnen, wohl sind es die Priester stärker, aber sie sind getrennter von ihnen. Wer hat die Kinderscharen inniger und länger in der Hand als wir? Deshalb können wir das Weihnachtsfest in der Schule nicht umgehen. Es wäre naturwidrig, das Hochfest der Kinder außer acht zu lassen.

Es werden heutzutage drei verschiedene Weihnachtsfeiern gepflogen, und gibt es also drei verschiedene Vorbereitungen auf dieses Fest.

Die eine bezieht sich auf das materielle Schenken, die andere auf das Einüben von Weihnachtsliedern, -Gedichten, -Dramen etc. Die dritte bezieht sich auf den Empfang von Weihnachtsgnaden.

Was halten wir von den einzelnen für die Schule? 1. Das Schenken. Die Kinder werden mit wenig Ausnahmen an Weihnachten daheim beschenkt und zwar überreich. Da hat die Schule nichts zu tun als zu sorgen, daß die armen bedürf-

tigen Kinder von irgend welcher Wohltätigkeitseinrichtung ein Geschenk bekommen. Soll die Schule den Glauben unterstützen, daß das Jesuskindlein in Person, heimlich zum offenen Fenster hinein die Gaben bringt? Da möchte ich entschieden raten, von diesem Kinderglauben zu schweigen. Wir wollen ihn nicht zerstören, aber auch nicht unterstützen. Wir wollen immer ganz wahr sein und besonders dann, wenn wir vom Christkind sprechen. Als ich ein kleines Mädchen war, glaubte ich mit großer Festigkeit, daß das Weihnachtsbäumchen im Himmel gewachsen und von Christkinds Fingern geschmückt war. Als ich aber sah, daß die Nachbarskinder nur einen Teller voll Gutzi hatten, geriet ich in innern Streit. „Wir werden also brävere Kinder sein! Nein, doch nicht! Nicht ein Haar bräver! Aber woher dieser Unterschied? Da stimmt etwas ganz und gar nicht!" Glücklicherweise kam mir dann in den Sinn, daß diese Kinder eine reiche Klausbescherung hatten und wir dabei leer ausgingen. So war also das Gleichgewicht wieder hergestellt. Was werden aber unsere heutigen armen Kinder denken, wenn sie den reichen Ueberfluß im Herrenhause sehen, wo so oft Kinder solche Geschenke gar nicht verdient haben. Da muß die Schule helfend und korrigierend eintreten. Doch will ich nachher sagen wie.

Was halten wir von der 2. Art der Weihnachtsvorbereitung, dem Einüben von Weihnachtsfeierlichkeiten. Da kommt die Weihnachtsfeier in der Familie in Betracht. Für diese Feier lehre die Schule irgend ein schönes Gedicht *) und ein oder zwei innige, fromme Weihnachtslieder. Ich meine, man sollte da die alten Lieder besonders einüben, damit Vater und Mutter, Knecht und Magd mitsingen können. Die Eltern sind der Schule sehr dankbar, wenn sie so ihr Familienfest verschönern hilft. Der Handfertigkeitsunterricht und die Arbeitsschule mögen noch Anleitung für das Anfertigen von Weihnachtsgeschenken geben. Doch bewahren wir die Kinder hier vor einem „Zuviel". Wenig, aber von Herzen sollte da ein Grundsatz sein. — Das Einüben von Theatern auf Weihnachten verweltlicht den Sinn der Kinder, und wenn die Theaterstücke auch noch so schön sind, deshalb sollten nicht jedes Jahr Weihnachtsspiele aufgeführt werden. Die Kinder werden eitel, neidisch, eifersüchtig dabei und vergessen die Weihnachtsfeier, die in ihrer eigenen Seele gehalten werden sollte. Das Weihnachtsfest in der Seele des Kindes ist die Hauptsache. Diese Weihnachtsfeier ist unabhängig von Armut und Reichtum, unabhängig von den Familienverhältnissen, selbst bis zu einem gewissen Grad unabhängig von Intelligenz.

*) Man vermeide jene Gedichte und Lieder, welche einseitig von Weihnachtsgeschenken rc. reden. Gedichte und Lieder sollen das Fest vertiefen, sollen passen zum Festgeheimnisse. Sie sollen hinlenken zu dem, der das Weihnachtsfest schuf.

Weihnachten in der Seele des Kindes: Die Vorbereitung hiezu beginnt schon im Mai zu Anfang des Schuljahres. Das ist die entferntere Vorbereitung. Da erzählen wir den Kindern vom einstigen vollkommenen „Nichts als Gott den Dreieinigen", von der Schöpfung. Ein Schüler unterbrach mich einst dabei: Frl. Lehrerin, da wird es einem ganz schwindelig, wenn man an dies denkt. Wir erzählen von den ersten Menschen und ihrem paradiesischen Glücke und dann, o Jammer, o Weh, o entsetzliches Unglück, von ihrer ersten Sünde und von ihrem namenlosen Kummer, in die Hölle zu kommen. Wir reden vom Himmel, der sich nun für die ganze Menschheit schloß, vom strafenden Engel mit dem feurigen Schwerte. Wir schildern die ergreifende Not der ersten Menschen und reden auch vom Unglück aller kommenden Menschen. Aber wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. In diese unendliche Drangsal hinein leuchtete das Erbarmen Gottes. Gott versprach den Unglücklichen einen Heiland. Kinder, was ist denn ein Heiland? Ein Heiland ist derjenige, der den Himmel für alle Menschen öffnet, der aus dem Unglück Glück macht, der alles Böse umkehrt zum Guten. Nun weinten die ersten Menschen nicht mehr. Getröstet verließen sie das Paradies. In ihren Herzen war zwar große, bittere Reue, daß sie den guten Gott so sehr beleidigten, aber ihr Herz war auch voll Dankes gegen den himmlischen Vater, voll sehnsüchtiger Liebe und Hoffnung auf den verheißenen Heiland. Sie kamen nun auf die Erde, welche ihnen zur Strafe viel vom ersten Segen verloren. Aber mit großem Fleiße führten sie in der Hoffnung auf den kommenden Heiland, ein gutes, frommes, arbeitsreiches Leben. Ihren Kindern und Enkeln erzählten sie von ihren Hoffnungen und ihrem Messiasglauben. Es mehrten sich die Menschen. Auch sie vernahmen, daß einst ein Heiland kommen soll, der das Glück bringe. Im Gedanken an Gott und ihn führten viele ein heiliges Leben. Beim Tode kamen diese Guten und jene, welche sich besserten und Gott dienten, in die Vorhölle, wo sie schmerzlos aber sehnsüchtig warteten, bis der Heiland kam und ihnen den schönen Himmel öffnete.

In der Schule kommen nun die Herbstferien. Es gibt in der Vorbereitung auf Weihnachten eine lange Pause. In den Novembertagen, nachdem ich möglichst ergreifend und im Anschluß an das bereits Gehörte von den armen Seelen geredet habe, fahre ich damit weiter. Zuerst wird der Fundamentalbegriff repetiert. Jedes Kind soll ihn aufgenommen haben, nämlich den: Gott schuf alles gut und glücklich. Die Sünde verdarb das Glück. Das Erbarmen Gottes, das sich in ewiger Liebe von Ewigkeit an uns alle mit Namen erinnerte, versprach die Erlösung. Kinder, was Gott verspricht,

hält er unfehlbar. Der Heiland war versprochen, verheißen. Gott hielt sein Wort. Wann? Zur rechten Zeit! In jenem Augenblick erfüllte er sein Wort, da es für uns am besten war. Viertausend Jahre ging es! Welch ein Eindruck aufs Kinderherz! Viertausend Jahre! Die Seelen in der Vorhölle sehnten sich! Die Menschen auf Erden sehnten sich. Immer mehr sprach man vom Heiland. Die Propheten schrieben immer mehr von ihm in die heiligen Bücher. Die frommen Menschen sangen Lieder zum Himmel hinauf: Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab! Erde tue dich auf und laß den Heiland hervorkommen. Und ein Mägdlein war, das sehnte sich am allermeisten nach dem Heiland, mehr als alle andern zusammen. Man sagt, es sei jahrelang mitten in der Nacht aufgestanden und hätte zum Vater im Himmel gefleht: Schicke bald den Heiland. Und dieses Mägdlein hätte sich gedacht: O könnte ich der Mutter des Heilandes die Magd sein! Ich wollte ohne Lohn alles aufs beste besorgen. Dies Mägdlein hatte die schönste Seele auf Erden, und wußte es nicht. Blendend weiß war sie, ohne die geringste Makel der Sünde! Wie es wieder einmal im stillen Kämmerlein kniete und betete, da kam der Engel: Gegrüßet seist du, Maria! Der ganze Himmel, Gott und die Engelscharen schauten nieder zur Jungfrau. Im Kalender haben wir indes das Fest „Maria Empfängnis". Ein Ahnen von der Größe Mariens ist im Kinde, auch im protestantischen, aufgegangen, und eine innere Verehrung für sie hat Wurzel gefaßt. Es kommen bis Weihnachten nun die lieben Erzählungen von Maria und Joseph, vom Engel und vom Sterne, welche Gott den Menschen sandte, damit das Kindlein angeschaut werden dürfte. Wer ist denn dies Kindlein, dieser liebe Heiland? Alle Engel und alle Menschen zusammen hätten den Himmel nicht aufmachen können, niemals! Das konnte nur Gott allein. Deshalb wurde Gott selbst unser Heiland. Welche Person des Dreieinigen Gottes? Die zweite! Der Sohn Gottes, gleich stark, gleich groß, gleich gut, wie der Vater und der hl. Geist! Dieser große Gott kam auf die Erde herab und wurde ein Kindlein, ganz gleich wie wir eines waren, so schwach, so arm, so elend. Sein „Gottsein" verbarg es ganz und gar. Auf dem Berge Sinai zeigte Gott, wie stark er ist, hier in der Krippe zeigte Gott seine Liebe und Freundlichkeit zu uns armen Menschen. Wie ergriffen werden die Kinderherzen im Andenken an dies kleine, süße Kind, von dem man 4000 Jahre lang redete und es so sehr erwartete. Welch' eine Nacht, da es endlich kam! Deshalb nennt man diese Nacht die hl. Nacht oder Weihnacht. Das Jesuskind brachte für alle Menschen aller Zeiten, für alle, die wollen, das Glück. Die Engel sangen es am Himmel droben in wunderbarem Liede, das war die erste Weihnacht. Seither feiert man jedes Jahr Weihnachten. Das Jesuskind erneuert dies Glück immer wieder. Wie damals ins kalte Kripplein, so möchte es in jedes Menschenherz kommen, in ihm wohnen und es glücklich machen. Immer noch hat es seine Händlein voll Gnaden für alle, die solche wollen. Deshalb rüsten sich alle guten Menschen jedes Jahr auf Weihnachten. Sie erwarten von ihm viele Weihnachtsgnaden. Was ist das, Weihnachtsgnade? Das ist Kraft zum guten Beten, zum Rechttun, es sind gute Gedanken, es ist die Hilfe zum Heiligwerden, es ist das Rüstzeug für ein gutes Sterben, für die wunderbare Reise ins Himmelreich.

Nun, wie bereiten sich die Menschen auf Weihnachten vor?

1. Sie beten mehr als sonst. Insbesondere reinigen sie ihr Herz durch eine gute Reue. Reue erwecken haben die Kinder schon lange gelernt. Bei Adam und Eva, bei Kain etc. bot sich schon Gelegenheit. Die Reuegebete bereiten die blendend weißen Windeln fürs Jesuskindlein. Dann lehre ich die Kinder irgend ein schönes, inhaltsreiches Christkindgebetlein, das sie dann recht oft beten, auf dem einsamen Wege, im Dunkel der Stube, in der Kirche und als Zusatz zum Schulgebet. Das Christkind soll auch weich liegen, deshalb werden

2. im Advent viele Oepferlein gemacht. Auch diese sind für die Schüler nichts Neues. Ein Oepferlein ist da, wenn man Gott zulieb irgend etwas Rechtes macht, z. B. schnell gehorcht, beim Zanke nachgibt, Eßwaren mit andern teilt, Lieblingsspeisen stehen läßt, unliebsame Speisen ißt, widrige Arbeiten verrichtet, den Durst warten läßt, keine geistigen Getränke trinkt etc. Die Oepferlein entzücken Gott. Kennten wir ihren vollen Wert, wir würden solche ohne Unterlaß machen. Ein kleines Oepferlein hat mehr Wert als eine schöne Villa; denn diese kann man nicht mitnehmen, wohl aber jenes. Oepferlein und Beten steigen in den Himmel und holen Himmelsgeschenke für uns. Im November haben die Kinder gelernt, mit den Oepferlein armen Seelen zu helfen. Jetzt, im Advent, bekommen sie noch andere Bedeutung. Sie werden Geschenke fürs Jesuskind.

Ich kenne eine Kollegin, die stellt zu Anfang Dezember ein leeres Kripplein im Schulzimmer auf. Nebenbei steht eine Schachtel mit Goldfäden. Jedesmal, wenn die Kinder ein Oepferlein gemacht, nehmen sie einen Faden und legen ihn ins Kripplein. Bis an Weihnachten soll das Jesuskind weich liegen können. Ich mache es in meiner Schule anders. Ich verfertige den Schülern ganz kleine Heftchen. Jedesmal nach einem Oepferlein sollen sie ein Kreuzlein hinein zeichnen. Kinder, für wen ist dies Büchlein? Nur fürs Jesuskind. Sollt ihr

es jemanden zeigen? Wenn ihr wollt, ja, aber viel besser nicht; denn es ist nur für Jesus. Auch mir braucht ihr es nicht zu zeigen. Ich bin zwar schrecklich wundrig, wie viele Kreuzlein ihr habt. Aber ich will es doch nicht wissen, denn es geht mich nichts an. Es ist alles nur fürs lb. Jesuskind. Am hl. Abend sagt ihr dann zu Jesus: Siehe, da das Büchlein. Alle Oepferlein gehören Dir, es ist mein Weihnachtsgeschenk.

Es ist leicht ersichtlich, wie viele weihevolle Stündchen die Vorbereitung auf Weihnachten in sich schließt. Man spricht dabei auch von den Geschenken, welche die Kinder zu Hause erwarten. Kinder, was ihr daheim bekommt, auf das dürft ihr euch herzlich freuen, das ist recht und schön! Aber ist es die Hauptsache? O nein, der Christbaum ist doch bald erloschen, die Gutzi tun wohl von der Zungenspitze bis zum Hals, dann ist das Süße schon vorbei, auch die Spielsachen sind manchmal schnell dahin — liebe Kinder, all dies sind nur Nebensachen. Eine Hauptsache wäre, daß wir Weihnachtsgnaden bekämen. Manch' ein Kind hat die Stube voll herrlicher Dinge, und die Seele bleibt leer und arm, weil es nicht ans rechte Christkind dachte. Manch' ein Kind hat kein Geschenk auf seinem Tisch, aber in seinem Herzen strahlt das Weihnachtsglück. Das Jesuskind schaut eben nicht auf Kleider und Haus, nicht auf Gescheitsein und Schönsein — es schaut nur aufs Herz, auf die Seele. Die Armen und Reichen, die Gesunden und Kranken, die Geschickten und Ungeschickten — alle bekommen Gnaden, wenn sie darum beten. Und erst die Oepferlein — was ist das etwas Großartiges! Da gibt's ein feines Gegengeschenk von Jesus — da möchte ich dabei sein. Da regnet es Gnaden und Gaben ins Herz hinein, und im Himmel wartet erst noch für jeden hl. Augenblick ein ewiger Lohn.

Ja, wie ist es denn an Weihnachten mit diesen Weihnachtsgnaden und Geschenken des lb. Heilandes? Merkt man, wenn sie kommen? Manchmal ja! Aber oft fühlt man nichts im Augenblick. Aber nach einigen Wochen sieht man, daß man bräver, glücklicher geworden ist. Man merkt es ja am Leibe auch nicht, wenn man wächst, aber aufs mal sind die Kleider zu kurz.

So werden die Zwiegespräche zwischen Lehrerin und Schülern immer inniger. Die Oepferlein mehren sich. Die letzten Schultage sind da. Kinder, am hl. Abend haltet dann das hl. Stündchen sehr gut. Die Kinder wissen schon lange, was das ist. Ein hl. Stündchen ist eine Zeit innigen Betens und Redens mit Gott. Also was wollt ihr denn eigentlich dem Jesuskind an Weihnachten sagen! Wir wollen so ein Stündchen vormachen.

„Wir grüßen dich 1000 mal, Jesuskind.

Wir danken dir, daß du zu uns gekommen bist, daß du den Himmel für uns aufgemacht hast.

Verzeihe mir doch alle, alle Sünden. Nimm sie alle weg. Sie reuen mich.

Ich schenke dir alle Oepferlein und Gebete.

Ich habe aber viele, viele Bitten an dich. Mache mich heilig. Mach, daß ich beim Sterben sofort zu dir kann in den schönen Himmel. Hilf mir beim Lernen. Hilf den Eltern, den Geschwistern, dem Herrn Pfarrer, der Lehrerin, hilf den Heidenkindern, den Kranken, den Armen, tröste alle, welche jetzt traurig sind, mache die bösen Menschen gut, nimm die Sterbenden alle gut auf, hole alle armen Seelen in den Himmel. Ich bitte dich für alle."

So lasse ich die Kinder aufzählen, was man alles dem Heiland sagen kann. Dann ermahne ich sie noch besonders, alle schönen Gebete zu beten, welche sie können, besonders das Vater unser oder Unser Vater, das Reuegebet, etc. — Kinder, wo haltet ihr dieses Stündchen? Wer zur Kirche kann, soll es dort tun. Dort kann man ja am besten beten! Die andern machen es dort, wo sie allein sind. Die Kinder sind erfinderisch, wo man beten kann. Vergeßt also das Beten nicht. Aber betet ja nicht bloß für euch. Vergeßt niemanden dabei. Alle guten Gebete steigen sicher durch die Wolken hindurch in den Himmel hinauf und überall hin, wo ihr nur wollt, fällt Segen und Gnade herab.

Die Vorbereitung auf Weihnachten ist abgeschlossen. Wir haben uns Mühe gegeben, dem Herrn die Wege zu ebnen. Nach den Weihnachtsferien folgt eine liebe, herzliche, aber kurze Aussprache über die Weihnachtserlebnisse, nämlich die äußerer Natur. Am Schlusse der Unterredung kommt ein leises Antönen an die Weihnacht der Seele. Mich nimmt es wunder, wie viel Weihnachtsgnade in euere Seele gekommen und was ihr mit dem Jesuskind geredet habt. Doch da nützt mein Wundern nichts — das ist alles nur für den Heiland und für euch. Die Weihnachtszeit ist vorüber. Noch einige Tage beten wir in der Schule nach dem Schulgebet das Weihnachtsgebetlein, und dann geht es langsam dem Karfreitag und Ostern zu.

Ich habe nun meinen Gedanken über Weihnachten und Schule in einfachen Worten Ausdruck gegeben. Die Vorbereitung auf Weihnachten ist ein Baum im Schulgetriebe. Darf der eigentlich dastehen in unserer Staatsschule? Lesen wir in der Lehrplanbroschüre vom 20. März 1925 Seite 3 und 4, dann haben wir die Antwort: Ja! Es wird hier ausdrücklich verlangt, daß man von den hl. ernsten Dingen des Menschentums rede, daß man die Kenntnisse über den Ursprung der christlichen Religion vermittle, daß man die religiösen und sittlichen Grundbegriffe des Christentums entwickle, daß man die religiösen Beweggründe zu sittlichem Handeln und die christlichen Trostgründe für die Wunden des Lebenskampfes darbiete. Es

wird vorgeschrieben: Weckung und Pflege der Ahnung der unsichtbaren Welt und Gottes durch Darbietung der Geschichten des alten und neuen Testamentes, durch Erklärung christlicher Feste und des Schulgebetes. So also im neuesten aargauischen Lehrplan. Und dennoch gibt es im Aargau so viele Kinder, die gar nichts wissen von diesen „heilig ernsten Dingen des Menschentums". Es gibt Kinder, die nie beten und nicht wissen, was beten ist. Sie kennen keine Verbindung zwischen ihnen und einem guten, starken Gotte. Es gibt genug Kinder, die keine Ahnung von Selbstüberwindung haben, die nicht wissen, warum sie brav sein sollen, die den täglichen Arbeiten und Schwierigkeiten, dem Leid und Unglücke niemals eine wahrhaftige Sonnenseite abgewinnen können.

Lieben wir doch die Kinder aus ganzem Herzen! Lassen wir unsere Befürchtungen, unsere Feigheit und Bequemlichkeit weg. Sorgen wir für unsere Schüler! Noch sind sie unter uns in glücklicher Jugend, empfänglich wie ein unbeschriebenes Blatt. Aber bald kommen sie ins harte Leben mit seinen Versuchungen und seinen Qualen, und gar bald kommt sicher und unfehlbar der Eintritt in die glückliche oder unglückliche Ewigkeit! Lassen wir kein einziges waffenlos in die Gefahren des Lebens ziehen. Was nützt es eigentlich dem Kinde, wenn es einmal eine berühmte Lehrerin hatte, eine Lehrerin mit glänzenden Jahresberichten, weit und breit verehrt als tüchtigste und liebenswürdigste? Was nützt es dem Kinde, wenn es alle irdischen Kenntnisse bei ihr gelernt, wenn es sie schwärmerisch verehrte, wenn es dabei nicht lernte, Gott zu dienen in guten und bösen Tagen? Was nützt es, wenn es die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele? — Peinvoll leer wird es seine Reise vor Gottes Gericht antreten — arm und in mancherlei Schuld. Wohl büßt es in der Ewigkeit nur die eigene, aber es weiß, daß fremde Schuld an der seinigen mithalf.

Und was hat die Lehrerin davon, die sich begnügte, dem Kinde nur die weltlichen Kenntnisse mitzuteilen? Wenn sie Gott zur Ehre die Kinder lesen und schreiben und rechnen, flicken und stricken etc. lehrte, dann wird sie selbstverständlich des gerechten Lohnes nicht entbehren. Sie erfüllte ja damit einen großen Teil ihrer Pflicht. Man kann ja nicht einmal einen Becher kalten Wassers, den man in gottgefälliger Absicht reicht, umsonst tun, geschweige denn Kinder für ihren Lebensunterhalt befähigen. Aber kann Gott mit einer Lehrerin zufrieden sein, wenn sie ganz und gar vergißt, das Kind für den Himmel tüchtig zu machen. Liegt in diesem Vergessen nicht ein Wahnsinn? Kann eine Mutter, wenn sie in der Stadt den Arzt für ihr schwer krankes Kind holen sollte, die Zeit vor den Schaufenstern des Nützlichen und Vergänglichen verlieren und dabei Kind und Arzt vergessen? — Erfüllen wir doch die Bitte des Heilandes: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn für solche ist das Himmelreich!

Was hat die Lehrerin davon, welche dieser Bitte entspricht? Vielleicht unter 1000 Fällen einmal einen Tadel! Aber Menschen und ihre Worte vergehen ja wie Nebelschwaden am Berge. Wenn nur Gott zufrieden ist! Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! Von 1000 Eltern sind aber 999 froh, wenn du ihre Kinder so innig liebst und sie bräver und frömmer machst. Einer Kollegin passierte folgendes: „Fräulein Lehrerin, die Mutter hat gesagt, seit ich zu euch in die Schule gehe, sei ich bräver geworden." — „Frl. Lehrerin, ihr seid eine Heilige! Ihr kommt einmal sofort in den Himmel." O ja, wenn die Kinder so goldene Worte hören vom nützlichen Leiden, von glücklicher Armut, vom Reichtum des Seelenlebens, von der Liebe des Heilandes, vom Himmel — wenn sie Worte finden vom ewigen Leben — was Wunder, wenn Kindermund die Lehrerin heilig spricht und die Eltern aus Liebe zum Kinde diese Verehrung teilen — wenn dann die Schule blüht und gedeiht — wenn die Lehrerin die Seele des Kindes leiten und lenken kann, wie ein Beichtvater — wenn sie wie eine Sonne ihre Schule erleuchtet und erwärmt, wenn ihre eigene Seele von tiefem innern Frieden erfüllt wird, von jenem Frieden, den die Welt nicht geben kann. Was wird nach dem Leben ihr Anteil sein? Die Glückseligkeit der Diener Gottes. Jene welche viele im Guten unterweisen, glänzen wie die Sterne des Himmels.

In einer Predigt hörte ich folgende Erzählung: Eine Schülerin der frommen Louise Hensel träumte, daß das Jesuskind ihr hungernd und frierend und bitterlich weinend entgegengelaufen kam, sie anflehend, Erbarmen mit ihm zu haben. „Wie kann ich dir helfen?" „Sorge, daß die Menschen an mich glauben." Die Schülerin wurde durch diesen Traum tief erschüttert. Sie ging hin und gründete die Genossenschaft vom „Armen Kinde Jesu". Wollen nicht auch wir Erbarmen mit dem Heiland haben, der nach den Menschenseelen hungert? Vergessen wir, so viel es erlaubt ist, unsere irdischen Interessen, die Kleinigkeiten des eigenen „Ich" und bekleiden wir das Jesuskind mit dem Glauben unserer Kinder, mit ihren Gebeten und Opfern. Auch unsere lieben Kolleginnen in der Arbeitsschule möchten es nicht vergessen, daß auch sie berufen sind, Gottes- und Menschenliebe in die Herzen ihrer Schülerinnen zu senken. Tun wir alle unser Möglichstes für unsere lieben Kinder und für das Jesuskind, das nicht nur einmal, sondern 100 mal für uns in den Tod gehen wollte, so es nötig wäre.

Zum Schlusse wünsche ich Ihnen allen einen gnadenreichen Advent und eine selige, fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit.

Delegierten-Versammlung des Vereins kath. Lehrerinnen

Wenn auch nicht eitel Sonnenschein die Stadt Luzern, den Vierländersee und die großartige Bergwelt verklärte, so wallten die Delegierten doch recht zahlreich aus den verschiedenen Landesgegenden nach der schön gelegenen „Sozialen Frauenschule" zur Delegierten-Versammlung.

Ein Blick zurück auf das verflossene Vereinsjahr zeugte von Gottes Segen und von eifrigem Handanlegen zum äußern und innern Ausbau des Vereins. Es seien die liturgischen Exerzitien im Institut „Stella Maris" in Rorschach, die Exerzitien in Hertenstein und Ingenbohl erwähnt, das freudige, gewinnbringende Schaffen in den Sektionen, die segensvolle Tätigkeit unserer Wohlfahrtseinrichtungen: der Krankenkasse, Invaliditäts- und Alterskasse und der Hilfskasse des K. L. V., der wir angegliedert sind, nicht zu vergessen das wohlgeordnete Kassawesen des Vereins.

Verschiedene Wünsche und Fragen standen auf der Traktandenliste. Sie wurden besprochen, und die Diskussion mündete in folgende Beschlüsse aus:

Stellenlosen Lehrerinnen, Arbeitslehrerinnen und Hauswirtschaftslehrerinnen, die den vollen Jahresbeitrag nicht leisten können, wird derselbe herabgesetzt. Der Zentralvorstand entscheidet von Fall zu Fall.

Es soll in unserem Vereine eine Exerzitienkasse gegründet werden. Deren Aeufnung geschehe durch freiwillige Beiträge.

Der Verein katholischer Lehrerinnen beteiligt sich an der im Herbst 1928 in Bern stattfindenden Ausstellung für Frauenarbeit. Wir geben uns der Erwartung hin, daß das ganze Unternehmen restlos mit unsern Grundsätzen und Bestrebungen in Uebereinstimmung sein werde.

Eine Anregung, betreffend Beförderung des Müttertages, gewinnt bei uns in der Weise Gestalt, daß die Lehrerin in der Schule in vermehrtem Maße auf die werktätige Ehrung und Hochschätzung der Mutter hinarbeiten soll. Da aber, wo Müttertage von geistesverwandter Seite in Anregung gebracht werden, soll die Lehrerin unter Umständen zu deren Einführung mittätig sein.

Um die Benützung unserer Bibliothek zu fördern, wird der Zentralvorstand für entsprechende Vorträge sorgen.

Neuerdings wird die von unserem Verein begonnene Sammlung von Weihnachtsliedern und -Gedichten angelegentlichst empfohlen. Alle, denen der liebe Gott eine poetische Begabung geschenkt, mögen ihr Scherflein ins Poetenstübchen von Frl. Elisabeth Müller, Ruswil, senden.

Mit einigen warmen Worten der Aufmunterung beschloß unser liebes Vereinsmütterchen, Frl. Keiser, die 3. Delegierten-Versammlung.

35 Jahre sind es, seit zwei große Pädagogen, H. H. Seminardirektor Baumgartner, Zug, und Herr Lehrer Haag, Bischofszell, den ersten Anstoß zur Gründung des Vereins kathol. Lehrerinnen gegeben haben.

Die Berichterstatterin gedachte deshalb in Dankbarkeit unserer lieben Vereinspräsidentin, die durch alle Jahre seeleneifrig und opferfreudig stets das Gute in unserem Verein gefördert hat. Der göttliche Kinderfreund stärke ihre Gesundheit und gebe ihr neuen Mut in ihrem nicht immer sorgenfreien Amte! H. B.

Reisetage: Lisieux

Von J. Minder

Wie wunderbar ist doch des Menschen Geist erschaffen, daß ihm, was er einst genossen und geschaut, nicht entschwindet, daß er sich erinnern kann! O selige Erinnerung an schöne Stunden! Die schönsten Stunden im verflossenen Sommer für mich und für viele sind unbestreitbar dahingegangen in Lisieux. — Lisieux — wird der Franzose sagen — ein Provinzstädtchen, Paris ist unser Frankreich. Und doch, mit welcher Sehnsucht sprechen wir diesen Namen aus, ist es doch die Heimat unserer liebenswürdigen hl. Theresia.

Es war am 18. Juni abends, als wir reisemüde, noch das Getöse von Paris in den Ohren, im ruhigen, kleinen Lisieux anlangten. Wie wohl tat uns die gemütliche Ruhe dieses Landstädtchens! Es lag im goldenen Abendsonnenschein. Unser Blick suchte nur eines, den Karmel. Doch wir konnten ihn mitten in den Häusern nicht erkennen. Droben an dem leicht ansteigenden Hügel mußte er sein. Hier durch diese Straßen war vor noch nicht 50 Jahren klein Thereschen an der Hand seines Vaters gewandert. Und über jene Wiesen und Hügel außer der Stadt, da mochte sie mit ihm die täglichen Spaziergänge gemacht haben. Dort suchte sie ihre Lieblingsblumen. Freude erfüllt das Herz bei diesem Gedanken. — Unser erster Besuch an jenem Abend galt, da der Karmel bereits geschlossen war, der Kathedrale St. Jaques. Welch wunderbare Kirchen hat doch ein gläubiges Jahrhundert in Frankreich gebaut! Nicht nur in Paris, auch in den Provinzstädten streben die prächtigsten Dome zum Himmel empor. So auch St. Jaques in Lisieux. Außen von den Stürmen der Jahre verwittert, ist dieser Dom doch ein Kunstwerk reiner

Gotik. Der Stein betet, die Dämmerung betet, und die leichten Gedanken müssen draußen bleiben vor diesem ernsten Gotteshause. In einer Nische lächelt in weißem Marmor mitten in Rosen die liebe, hl. Theresia. Davor flammen die vielen Kerzen frommer Pilger. In dieser Kirche hielten wir Gesangprobe. Es war ein herrliches Singen. Die ernsten Klänge füllten prächtig die ernsten Hallen.

Am nächsten Morgen gab es frühe Tagwacht. Als es kaum dämmerte, schritten wir durch die stillen Straßen von Lisieux dem Karmel zu. Unwillkürlich dachte ich an Theresia, wie sie, als sie ihre Pilgerreise nach Rom antraten, auch durch die Morgendämmerung durch diese Gassen fuhren. Wir kamen nach einer Viertelstunde zum Karmel. Im Vorhofe steht, in weißen Marmor gehauen, groß und schön Theresia. Wir drängten zur Kirche hinein.

Mich erfüllte nur der eine Gedanke: „Hier war Thereschen, hier ist sie jetzt noch, denn sie hat ja selbst gesagt: „Ich komme vom Himmel herunter, um euch zu helfen!" — Wir traten ein — o wie lieblich leuchtet dieses Heiligtum einem entgegen in seiner Reinheit — Theresias Lächeln! Und überall Rosen — duftende Rosen, Marmorrosen, die lb., hl. Rosen Theresias. Im Chore über dem Hauptaltare thront die bekannte Marmorgruppe: Theresia am Fuße des Kreuzes, vom Jesuskind und Maria eine Rose erbittend. Der Hintergrund ist duftend blau gehalten, und über dem Ganzen leuchten im Bogen die Worte: „Je veux passer mon Ciel à faire du bien sur la terre." Wie tröstend reden diese Worte zu allen Herzen, und daneben kniet die fürbittende Theresia, schon bereit, ihre Rosen jemanden zu schenken. — Stimmt uns diese Gruppe froh, so kehren ernste Gedanken ein, wenn wir zu jener hintreten, die in der Nische der rechten Seitenwand sich befindet. Kuppelförmig ist das kleine Heiligtum, das man als „Grab" der hl. Theresia bezeichnet, der Seitenwand eingebaut. In einem Sarkophag aus Gold und Glas liegt in Lebensgröße Theresia im Ordenskleid, ein kostbares Kreuz auf der Brust. Eine Rose entgleitet ihrer Hand. So lebensgetreu ist diese Statue, daß man glaubt, Thereschen müsse die Augen aufschlagen und noch einmal ein paar Worte der Liebe zu uns sagen. Hier werden einige Reliquien der Heiligen aufbewahrt. Neben dem Sarkophag halten Marmorengel die Totenwacht. Ein kleines, gelocktes Kind sitzt mit der Harfe in der Hand auf der untersten Stufe. Ob es „die Barmherzigkeit Gottes besingen will"? Am Boden liegen Marmorrosen und unzählige frische Rosen. Am Gitter knien die Pilger und werfen Rosen hinein, oder Briefe an Theresia, auch Geld. Es ist rührend zu beobachten, mit welcher Andacht Mann, Weib und Jugend hier betet, in wie vielen Augen Tränen glänzen, Tränen, die Theresias gütige Hand abtrocknen wird. Man kann sich kaum trennen von diesem Heiligtume. Der Geist Theresias erfüllt diese Räume und duftet in die Seele hinein wie ihre Rosen. Noch nie habe ich die Zeit so unbarmherzig gefunden wie in Theresias Heiligtum. Viel zu schnell ist sie dahingegangen. Aber unsere Freude war doch wolkenlos, denn es wartete ja noch so viel Schönes auf uns. Nach dem Pilgeramt setzten wir uns in einen Taxi und fuhren nach den Buissonnets, dem Elternhaus Theresias. Außerhalb der Stadt, die etwa halb so groß wie Luzern sein mag, an einem leicht aufsteigenden Hügel liegt dies herrschaftliche Landhaus mitten in Bäumen. Wie freudig beschritt ich die Gartenpfade, auf denen Thereschen einst gespielt. Von einem Busch nahm ich ein Blatt mit mir zum teuren Andenken. Der Garten erstreckt sich rings ums Haus. An jenem Plätzchen, da Theresia am Pfingstfeste ihren einzig geliebten Vater bat, sie ziehen zu lassen in den Karmel, ist heute eine Marmorgruppe: Theresia mit ihrem Vater. Er, der schöne Greis, den Blick zum Himmel erhoben — in den edlen Zügen spiegelt sich der Kampf, den er mit sich selbst durchkämpft im Gedanken, sein Kind, sein Prinzeßchen, Gott zu opfern. Neben ihm schlank und zart wie eine Lilie, das Lockenhaupt bittend zum Vater erhoben, Theresia. Prachtvoll heben sich diese Gestalten vom satten Grün der Gebüsche ab. Am liebsten wollte man sich zu Thereschens Füßen niedersetzen. — In einer Ecke des Gartens, im Fenster eines Vorratshüttchens, hat Thereschen mit eigenen Händen ein Kripplein gemacht. Der Stall ist mit Stroh gedeckt, die kleinen Figuren nett gruppiert. Jetzt ist es hinter Glas. Nun traten wir ins Haus. Es gehört dem Karmel und ist noch mit einigen kleinen Ausnahmen ganz wie zur Zeit der Heiligen. Im Parterre liegen Vestibül, Küche und Wohnzimmer. Im ersten Stock sahen wir jenes Zimmer, in welchem die neunjährige Theresia krank war und die Muttergottes ihr erschien, um sie zu heilen. Jene wundertätige Statue befindet sich zwar heute in der Karmelitenkirche, sie ist aber nachgebildet worden und grüßt jetzt vom gleichen Plätzchen hernieder, wo sie zu Theresias Zeit stand. Neben Thereschens Krankenzimmer liegt das Schlafgemach ihres Vaters, vornehm und einfach ist es ausgestattet. Was uns am meisten freute, war jenes Zimmerchen, wo Theresias Bett und Spielsachen hinter Glas aufbewahrt werden. Das Bettlein, das ihrem Lilienleib Ruhe schenkte, ist ganz aus Seide. Daneben sind ihre Spielsachen: Puppen mit vielen Kleidchen, Köfferchen, Stühlchen, eine Puppenküche, ein Springseil. O wie mag das liebe Kind da nett gespielt haben! Wir haben in Lisieux mit einem Manne gesprochen, der ihr Spielkamerad gewesen war. — (Schluß folgt.)

Zu „Echt oder Unecht?"

Geschätzte Freundin!

Warum hat mir Dein letzter Brief über Trachtenbewegung und Mode so sehr imponiert? Gewiß deshalb, weil ich mit Deinen Ansichten auf benanntem Gebiet vollständig einig gehe.

Anfänglich stand ich der Trachtenbewegung vollständig gleichgültig gegenüber. Allmählich wurde ich ihr abhold. Warum wohl? Alle Welt, so glaubte ich, ist ganz eingenommen, ganz begeistert dafür. — Sah ich da in einem kleinen Städtchen eine junge Dame, die eine führende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, in einem Trachtenkleid, auffallend in Stoffart und Farbe, mit einem etwas starken, der Tracht nicht entsprechenden Ausschnitt. Dieselbe junge Dame hörte ich sagen, ein Trachtenkleid würde natürlich nicht genügen, man würde eben auch da Abwechslung haben wollen. Paßt solches und ähnliches zu der Einfachheit der Trachten wie man sie früher trug? —

Die Einfachheit von früher wird mit der heutigen Trachtenbewegung nicht zurückkehren, vielmehr wird die Mode dem Trachtenkleid hier und dort durch einen andern Schnitt, durch Farbe und Stoffart einen andern Anstrich geben. Man würde so erhöhte Ansprüche in der Kleiderfrage in diejenigen Kreise tragen, die bis heute den Trachten und deren Einfachheit treu geblieben sind.

Weiter brauche ich über Trachtenbewegung und Mode nichts zu sagen, hast Du es doch in Deinem letzten Briefe so vortrefflich getan. Ich wollte nur kurz meine Ansichten aussprechen und Dir herzlich danken, daß Du es gewagt hast, Dich über diese Frage so offen auszusprechen.

Deine Dich herzlich grüßende Freundin

L.

Vereinsnachrichten

Wallis. Brig. Am 11. Oktober tagte die Konferenz unseres Oberwalliser Lehrerinnenvereins im trauten Institut St. Ursula. Die Präsidentin, Frl. Amalia Zen-Ruffinen, begrüßte uns mit einem gehaltvollen Eröffnungswort. Es erfolgte das Vorlesen des Protokolls von Frl. Jossen und der Kassabericht von Frl. Mengis.

Der Referent, Hochw. Herr Dekan Clausen, gab einen Ueberblick über den Bibelunterricht. Die von Dekan Clausen gegebenen Winke ernteten lobende Anerkennung der Diskussionsrednerinnen. — Das gediegene, markige Referat von Hochw. Herrn Dekan Wirthner über „das gute Beispiel einer Lehrerin" traf manchen wunden Fleck. In der Tat — durch Willensstärke — will unser Verein dem Hochw. Hrn. Referenten seine Arbeit verdanken. — Der Hochw. Domherr J. Eggs und der Herr Erziehungsvorsteher O. Walpen ehrten uns durch ihre Gegenwart. Unsere Kolleginnen im Lötschental erschienen in ihrer Sennerinnentracht. Sie erfreuten uns mit schöngewählten Liedern von Hochw. Hrn. G. Brantschen. Brav, ihr Lötscherinnen, erhaltet Tracht und Sitten eures romantisch schönen Tales. Mit einem herzlichen „Glück auf" fürs kommende Schuljahr nahmen wir Abschied. Auf Wiedersehen, ihr Lieben alle, bei den hl. Exerzitien im Jahre 1927! C. R.

Das wollen wir nicht vergessen!

Nein, das wollen wir nicht vergessen, daß wir als Mitglieder des Vereins kathol. Lehrerinnen in der Oktav von Maria Empfängnis für einander die hl. Kommunion aufopfern, wie's unsere Statuten verlangen. Könnte ein besseres Band uns vereinigen und stärken? M. Keiser.

Alles aus dem alten Büchlein

Wirke da, wo dich der Wink der Vorsehung wirken heißt.

Das Wesen des Weisen ist nicht sowohl, gelehrt und klug zu sein, als weise und gut zu leben und seine Kenntnisse zu eigenem und anderer Nutzen und Besserung anzuwenden.

Wir können in nichts Gott ähnlicher handeln, als im liebevollen, großmütigen Vergeben.

Kinderherzen und Kinderaugen sehen und fühlen oft sehr richtig.

Der hat ein gutes, edles Herz, der ihm erwiesene Wohltaten nie vergißt, wohl aber die ihm zugefügten Beleidigungen, und der auf seine guten Werke weder stolz noch ruhmsüchtig ist.

Recht haben und dennoch nachgeben und dem andern Recht lassen, heißt zweimal siegen.

Lob ist insofern gut, als es dazu beiträgt, den Menschen in der Ausübung des Guten zu ermutigen und zu befestigen.

Verstehst du selbst die Kunst fröhlicher Arbeit, so lehre sie deine Kinder. Sie ist ein besseres Mittel gegen allerhand Ungemach, als alle andern Künste zusammen.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Friedrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießern (Kt. St. Gallen)

12. Jahrgang Nr. 12 16. Dezember 1926

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: „Ich suche Kinder“ — Bücherplauderei — Siena-Rom-Assisi.

„Ich suche Kinder“

Weihnachtslegende

Die Sterne glitzerten am dunkelblauen Himmel. Es zittert die klare Luft, als wollte sie singen. Ein Bächlein murmelt unter seinem Eis. Zierlich flieht das Reh dem Walde zu. Ganz einsam liegt die weiße Natur da. Da hinauf wagt sich niemand von den tausend und tausend Menschen im Tale. Weit unten in der Ebene wohnen sie, weit unten, wo Licht an Lichtlein traulich grüßt. Nur eine Seele wandert einsam über den Schnee. Eine leise Sehnsucht steigt auf in ihr, nach jener Ebene, jenen Lichtern, eine Sehnsucht nach Menschen. — Da knistert's im Schnee. — Ein wundersames Leuchten erhellt die Nacht. Und zart und arm, im dünnen Kleidchen trippelt ein Kindlein daher. Seine Augen strahlen schöner als die Sterne am Himmel. In lieblicher Unschuld erhebt es die Stirne, das wunderbare Kind. Und um das Köpfchen spielt ein Lichtschein.

„Seine Händlein sind zwo Ilgen,
Zwo Röslein seine Füß.“

Wie sanft es lächelt! Die wandernde Seele möchte es am liebsten in die Arme schließen und küssen, aber sie wagt es nicht, das Kind leuchtet zu wunderbar. Doch sieh, es streckt seine Händlein aus, die Seele zu umfangen. Da weicht von ihr die Scheu, sie nimmt es auf, umschlingt und liebkost es. Ob seinem Kusse wird ihr wunderbar wohl, sie ahnt die Seligkeit des Himmels, die von des Kindes Lippe strömte und fragt:

„Kind, wo kommst du her?“
Das Kindlein drauf: „Vom Himmel.“
„Wo gehst du hin?“
„Ich suche Kinder.“
„Wie heißest du?“

„Ich heiße Jesus.“ — Da fällt ein Sternlein vom Himmel, — da blüht ein Christröslein auf am Hage, — und die ganze Einsamkeit flüstert: „Jesus, Jesus.“ Die Seele ist niedergekniet vor dem Gotteskinde und fleht:

„Christkind, nimm mich mit dir.“

Nun schreiten sie miteinander von der Höhe hinab, dem Tale zu. O Seligkeit, mit diesem Kinde zu wandern! Mit jedem Schritt blüht eine neue Freude auf. Ganz froh und wohl wird es dem einsamen Seelchen. Und wie sie so schreiten über das weiße Feld mit den blauen Schatten, in der großen Stille, da hebt ein Singen an durch die Lüfte. Im Tale jubeln die Weihnachtsglocken den alten Friedensgesang. Das klingt wie heilige Musik. Das Kind steht still und lauscht entzückt und spricht darauf:

„Dort, wo sie so schön singen können, müssen Kinder wohnen. Dorthin wollen wir gehen.“

Und sie eilen der Stadt entgegen. Immer näher erscheint die leuchtende Pracht. Die Glocken schweigen jetzt. Aber das Getöse der Stadt dringt immer lauter an der Wanderer Ohr. Menschen, viele tausend Menschen und vielleicht auch viele tausend Kinder. — Nun schreiten die zwei lieblichen Wanderer durch die erste helle Straße, an Gärten und Villen vorbei. Bei einer Straßenlaterne steht ein Greis und bittet um Almosen. Fast schreckt die Seele zurück ob der hageren Gestalt im zerfetzten Gewand, ob dem faltigen, finstern Gesicht. Das Kind aber zieht sie fort, geradewegs zu diesem Greise hin. Es küßt ihm die Hand. Da huscht ein Lächeln über sein Antlitz, und eine Träne glänzt im halberloschenen Auge, als er spricht: „Liebes Kind, bist ärmer noch als ich in deinem dünnen Kleidchen. Aber ich habe dir nichts zu geben.“ Da drückt das Kind noch einmal seine Hand und flüstert leise: „Heute ist Weihnacht, da alle Menschen glücklich sind, weil für sie der heilige Christ geboren ist,“ und eilt davon. Noch lächelt der Greis ob diesem holdseligen Kind und will die

Hand betrachten, die von seiner Lippe berührt wurde. — Was glänzt darin? — Gold — Gold! — Er humpelt fort, will das Kind errufen, doch nirgends mehr zu sehen ist die weiße Gestalt. —

Da stehen sie plötzlich vor einem großen Haus. Christbaumkerzen erhellen die Fenster und liebliche Kinderstimmen singen: „Stille Nacht, heilige Nacht." — „Komm," sagt das Jesuskind, da wohnen Kinder," — und schon stehen sie im Flur. Eine Dame betrachtet das arme, schöne Kind, wie es leise bittet: „Darf ich auch zu dir herein?" Sie beugt sich sanft zu ihm hernieder, um sein kaltes Händchen zu erfassen. Da schlingt es schon die Arme um sie und küßt die gütige Stirne, um plötzlich fortzueilen. — Ein Leuchten im Gesichte, im Herzen den süßen Namen „Jesus", tritt die Mutter zu ihren Kindern hinein.

Das Kind und die Seele standen wieder im Garten. Da hub die Begleiterin an: „Du sagtest doch, daß du Kinder suchen wolltest? Ich habe noch keines gesehen!" Da lächelt das Jesuskind und spricht: „Du törichtes Seelchen, du hast nicht erkannt, daß ich die Lieblinge meines Vaters, die Kinder nach seinem göttlichen Willen suche, große oder kleine." Und schon drängt das wundersame Kind wieder weiter. An der Straße steht ein weißgetünchtes, langes Haus. An seiner Pforte zieht das Jesuskind die Glocke. Eine bleiche Nonne öffnet den nächtlichen Wanderern. Sie schaut verwundert auf das frierende, liebliche Geschöpf und spricht: „Bist du auch ein Waisenkind? — Komm, Kleines!" und sie beugt sich nieder zu dem Kinde. Da leuchtet es mit seinen Sternenaugen ganz tief in ihre Seele hinein und fragt: „Schlafen deine Schützlinge schon? Darf ich sie sehen?" Die Nonne kann dem Kinde diese Bitte nicht abschlagen und führt es über Treppen und Gänge in einen großen Saal. Ein Blumengarten, — ein Heiligtum! — Das Jesuskind schaut hundert Schutzengel bei hundert armen Waislein. An jedes Bettlein muß es treten, jedem Schläferchen die Wange küssen, es beim Händchen fassen, daß sie alle hold und kinderfroh träumen von ihm. Die Engel beginnen ein Lied zu singen, das nur an Jesuleins Ohren dringt. Dann knien sie nieder, es ist ganz still im Saal. Nur das Atmen der schlafenden Kinder hört man wie ein mildes Abendlüftchen im Blumengarten. Jesuskind ist wieder bei der Türe. Da hebt es ganz feierlich seine Hand zum Segen empor, die Hand, welche den Sternen ihre Bahnen wies, die Hand, von welcher alle diese Menschenknospen zum Leben erweckt wurden. — Der Nonne drückt es noch einmal die Hand, und — nimmermehr hat sie's gesehen, das herrliche Kind. Aber ihr Herz sagt: „Das war das Jesuskind."

Draußen spricht es zur Begleiterin: „Das war schön, ich habe ihnen ins Herz gegeben, daß sie stets meines Vaters liebe Kinder bleiben sollen."

Die Straßen kreuzen sich. Menschen wimmeln hin und her, — und das kleine Jesuskind wird nicht beachtet. Sie wissen wohl, daß es Weihnacht ist, daß man sich beschenkt, aber sie haben vergessen, daß uns der Himmel und die Jungfrau-Mutter das herrlichste Geschenk gemacht haben. — Dem armen Kinde wird ganz bang, es zieht seine Begleiterin in einen dunklen Hausflur hinein. Da droben singt eine Geige wunderlieblich von Weihnachtsfrieden und Christkindfreuden. Da hinauf eilt das Kind, um zu lauschen. Und es hört aus dem Lied viel mehr als nur den Friedensgruß, es hört den Flügelschlag einer kindlichen Seele. Aus diesen bittenden, innigen Tönen fleht eine Seele um den Frieden, darin ringt ein Menschenkind sich los vom bittern Unverstandensein beim Nächsten. Und es hätte doch so viel Liebe zu geben. Diese große, unbegrenzte Liebe ist der Grundton des Spieles. Jesuskind versteht es wohl. — Dann schweigt das Spiel. Und Jesus sieht, wie eine Träne glänzt in einem männlich edlen Antlitz. Ganz leise gebietet es seinen Engeln, zu erscheinen. Ein lichter Glanz erfüllt den Raum. Und horch, — wie Harfentöne jubeln die Weihnachtslieder an des Einsamen Ohr und wogen hinein in sein Herz, daß es aufjubeln muß in Seligkeit.

Still ist das Kind wieder gegangen. Noch in manche Seele brachte es seinen Frieden, allen „Kindern des göttlichen Wohlgefallens". Da singen die Glocken dahin über die Stadt in mitternächtlicher Ruh. Das wundersame Kind mit seiner Begleiterin hat niemand mehr gesehen. Doch als im Dom das Silberglöcklein zur Wandlung läutete und der Priester die heilige Hostie erhob, da meinten einige der Glücklichen, das Kindlein zu sehen, wie es holdselig lächle, seine Aermchen ausstrecke und bitte: „Komm, komm, ich hab' dich lieb!" J. M.

Bücherplauderei

Von einem kleinen Kinderbüchlein möchte ich zuerst sprechen, das uns Sr. Rudolfina Metzler wieder auf den Weihnachtstisch legt: „Kleine Leute", das elfte Bändchen der Sammlung „Kinderfreude" aus Herders Verlag. Es ist wieder ein Büchlein, an dem die Erwachsenen und besonders die Lehrerinnen wohl ebenso viel, wenn nicht noch mehr Freude empfinden werden als die Kinder selbst. Kindlich klar ist die Schreibweise, anspruchslos und ungesucht der Satzbau; aber eben aus dieser Einfachheit heraus leuchtet die große Stilkunst auf, die leider in der modernen Literatur so oft vergewaltigt und verkünstelt wird. Und in dieser fein ziselierten Fassung strahlt doppelt hell

der Edelstein eines gütigen, liebevollen Verständnisses für die Kinderseelchen, für die Armen, die Verhärteten, die Verschupften. Durch Sr. Rudolfinas Geschichtlein werden unsere Kinder an der weichsten Stelle ihrer jungen Herzen gepackt und zur Liebe und Güte erzogen, und wir Großen lernen von neuem, die leidige alte Pedanterie zu überwinden, mit Humor die Unarten unserer Kinder zu betrachten und mit einem unverwüstlichen Optimismus das Echte und Gute in jedem Kinderherzen zu suchen. Und dafür können wir Sr. Rudolfina nie dankbar genug sein. Der Buchschmuck von Bruno Grimmer mit einem leichten Stich ins Ironische, ja fast mit einem feinen Hauch von Karikatur ist köstlich und sorgt, daß neben der Träne im Auge das fröhliche Lachen im Mundwinkel erscheint.

„Osterhas, Sankt Niklas, Weihnacht und Neujahr" betitelt sich ein stattliches Bändchen von Eduard Fischer, das im Verlag von Sauerländer in Aarau erschienen ist. Da unser Lehrerinnenverein sich die Aufgabe gestellt hat, gehaltvolle und wahr empfundene Weihnachtslieder und -Gedichte zu sammeln, so möchte ich auf die kleinen und einfachen Festtagsspiele hinweisen, die der zweite Teil dieses Buches bringt. In den Weihnachtsszenen hat der Verfasser sehr fein den mittelalterlichen Ton getroffen; auch die Neujahrsspiele, mehr für ländliche Verhältnisse bestimmt, sind aus dem Volksempfinden heraus geschrieben und werden sehr viel Verständnis finden und Freude bereiten. Die „Geschichten zum Vorlesen" im ersten Teil sind durchaus echt, die meisten wohl selbst erlebt und schildern ziemlich drastisch, wie sich die verschiedenen Festzeiten des Jahres im Gemüte und im Leben eines Bauernbübleins aus dem „Gäu" im Kanton Solothurn abspiegeln. So viele liebe alte Gewohnheiten, Gebräuche, Ausdrücke und Redensarten werden da festgehalten und gar heimelig und traut muten die paar Skizzen in der Mundart den Leser an. Wenn der Verfasser auch nur zweimal, in „Sonne in der Weihnachtswoche" und im „Märchen vom alten und neuen Jahr" seiner Phantasie freien Spielraum gewährt, so weiß er doch jede der Bubengeschichten durch eine freie Wendung, durch einen unauffällig und schlicht ausgesprochenen religiösen Gedanken dichterisch zu verklären. Von ganz besonders duftigem Reiz ist das Erlebnis „E Wiehnecht deheim." — In seiner Vielseitigkeit wird Eduard Fischers Büchlein gewiß allen Kolleginnen etwas bieten.

Beim dritten Buche, das ich meinen Leserinnen empfehlen möchte, lege ich die kritische Feder beiseite; denn alle und jede kühle Ueberlegung und Erwägung der Rezension verschwindet vor der hinreißenden Kraft der Begeisterung, die aus jeder Seite strömt. Ich meine die Biographie „Margrit" von P. M. Lekeux, übersetzt von Professor Dr. Duhr und Dr. Weiß, im Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden. Das Buch hat für mich eine Vorgeschichte. Ich suchte nämlich schon seit Jahren nach einer „heiligen Lehrerin". „Deren gibt es ja viele," werden mir meine Kolleginnen antworten. Nein, deren gibt es keine, gab es bis jetzt wenigstens keine. Denn ich suchte nicht nach den vielen heiligen und heiligmäßigen Lehrerinnen im Ordensstande, ich wollte eine „weltliche" heilige Lehrerin, und ich fand keine, bis ich die Lebensgeschichte der Margrit Lekeux in die Hände bekam. Und auch sie wird kaum heilig gesprochen werden, sie hatte bedenkliche Fehler, sie war eigensinnig, selbstherrlich, unexakt, machte Schulden (P. Theodosius Florentini auch), und dennoch hat mich noch keine Heiligenbiographie so gepackt wie das Leben dieser kleinen Volksschullehrerin. Aber darf ich so hemmungslos in unserer „Lehrerin" von ihr sprechen? Ich fürchte fast, wieder in ein Wespennest zu greifen. Die lieben, guten Kolleginnen von der ältern Garde werden bedenklich den Kopf schütteln und es unverantwortlich finden, wenn ich eine Lehrerin als Vorbild hinstelle, die sich um Gesundheit und Schonung, um Ruhe und Erholung, um ein sparsames Haushalten mit seinen Kräften einfach nichts bekümmerte, sondern drauflos arbeitete, betete, büßte, litt, kämpfte, rannte, half und sorgte, und nach den ersten vier Jahren ihrer Tätigkeit eines heroischen Opfertodes starb.

Die jüngern Kolleginnen aber werden fast alle in den ersten Kapiteln des Buches sich selbst geschildert finden, sich selbst mit ihrem Drange nach Wissen, nach Bildung, nach einem ausgesucht intellektuell gestalteten Leben, sich selbst in den bittern Erfahrungen, Enttäuschungen und Schwierigkeiten der ersten Schulstunden, sich selbst vielleicht in dem Unverstandensein und der Einsamkeit einer auf sich selbst gestellten, jungen Lehrerin. Und wenn sie dann zu den Schlußfolgerungen aus diesem Leben kommen, dann werden sie mir entrüstet zurufen, was Margrit ihrem Bruder zugerufen hat: „Du weißt nicht, was du da von mir verlangst... Ebenso gern möchte ich sterben. Du weißt, was für ein Bedürfnis es mir ist, zu studieren, frei zu sein, schöne Dinge um mich zu sehen und Freundinnen nach meinem Geschmack zu haben. Das allein nenne ich Leben. Aber Kleinkinderlehrerin!... Angekettet sein wie ein Hofhund, jeden Tag wieder die gleiche stumpfsinnige Arbeit anfangen, den ABC-Schützen die Grundstriche zeigen, am Abend das Gekritzel durchsehen und Würfel aus Papier anfertigen, und all das in einer Umgebung, daß Gott erbarm!" Aber Maggy Lekeux hat den Weg gefunden und ist eine hervorragend gute, ja eine vorbildliche Lehrerin geworden.

Wenn meine Leserinnen aber tiefer eindringen in Margrits Lebensgeschichte und zur Schilderung ihres sozialen Wirkens gelangen, im Vergleich zu

dem sogar ihre musterhafte Schultätigkeit erst in zweiter Linie kommt, dann werden sie wieder ausrufen: „Das kann kein Mensch von uns verlangen." Nein, das verlangt auch niemand. Denn erstens braucht es zu einem solch intensiven und erfolgreichen Arbeiten auf sozialem Gebiete das feurige Temperament einer Margrit und zweitens die äußern Umstände. Bei uns aber herrschen, Gott sei Dank, noch nicht die Zustände wie bei den belgischen Kohlen- und Grubenarbeitern, und das Temperament hat sich keine Seele selbst gegeben. Aber eines ist uns allen möglich: vollkommene Hingabe an den einmal erkannten, gottgewollten Beruf und das Wirken in reinster Gottes- und selbstlosester Nächstenliebe. Und eines müssen wir alle, alle von Maggy lernen: die Art und Weise ihrer Betätigung auf sozialem Gebiete, dieses wundervolle Einfühlen in die Seele des Nächsten, diese zarte Liebe, die eine „unnötige" Ausgabe für Rosen und Trauben zur Winterszeit nicht scheut, um einem elenden Kranken wohl zu tun, die mit den rohesten Proletariern das Nachtessen teilt und vor unsaubern Tassen und häßlichem Ungeziefer nicht zurückschreckt, die zu Ehren eines Trunkenboldes den schönsten Hut aufsetzt, die unerschöpflich erfinderisch ist in tausend kleinen und großen Diensten und Hilfeleistungen.

Und noch eines ist in Margrits Lebensgeschichte für uns alle geschrieben: die Kapitel über ihr inneres Leben, über die Harmonie zwischen äußerer Tätigkeit und Beschaulichkeit. Ueber diese Abschnitte aber kann man nicht schreiben oder rezensieren. Die muß jede Leserin auf sich selbst wirken lassen, und es ist mein großer Weihnachts- und Neujahrswunsch, daß alle Kolleginnen sich oder andern das Buch unserer heiligen Lehrerin auf die Festtage schenken. Es ist überdies so billig, 3.50 Fr. broschiert, 4.70 Fr. gebunden, und es liest sich leicht, wie eine schöne Geschichte, und es verleidet einem nie, auch wenn man es zehn- und zwanzigmal liest. Und ich hoffe und wünsche, daß im neuen Jahre recht manches Echo über diese Weihnachtslektüre in der „Lehrerin" widerhallen werde!

H. v. A.

Siena-Rom-Assisi

Ob wohl die seit dem Kriege neuerwachte Reiselust nicht auch in der einen oder andern Lehrerin den Weihnachtswunsch hat aufkommen lassen, einmal den Flug nach dem Süden zu wagen? Diesem Wunsch will die lt. Inserat unter dem Titel Siena—Rom—Assisi geplante Italienreise Erfüllung sein. Vom Palmsonntag bis Weißen Sonntag wird eine kleine Damengesellschaft (18 Personen) nach dem Sonnenland Italien geführt werden. Erst geht's nach Genua, la Superba, das, einst weltbeherrschend, auch heute noch stolz auf das ihm zu Füßen liegende Meer herniederblickt. — Von dort in eiliger Fahrt der ligurischen Küste entlang nach Pisa mit seinem erhabenen Dreigestirn: Dom — Campanile — Camposanto. — Dann hinauf, zwischen den welligen, kastellgekrönten Chiantihügeln nach Siena, der Stadt auf dem Berg, wo gotische Dome und wuchtige Paläste wie Adler auf Felsen horsten. Und wie lebendig ist dort oben noch das Andenken an die hl. Katharina, die mystische Heilige und staatsmännisch begabte Heldin! — Die zwei letzten Chartage und das Osterfest feiern wir in der Ewigen Stadt, wo wir 6 Tage verweilen, in deren Bann wir aber zeitlebens stehen werden. — Wie ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht wird uns alsdann Assisi beherbergen, das ja bis zum Portiunkulafest noch im Zeichen des Franziskusjubiläums steht. Noch scheint des heiligen Franzens Minne durch dessen Gassen und Gäßchen zu wehen! Im trauten Klösterchen St. Damian ward ihm aus des Gekreuzigten Mund seine Lebensaufgabe kundgetan. Im Portiunkulakirchlein wird uns jene Gnade zuteil werden, die der Heilige der Liebe vom Erlöser für seine Mitmenschen erflehte, und in der Basilika, die über des Heiligen Grab sich wölbt, wird es uns offenbar, wie Gott die Demütigen erhöht. Schwer wird uns das Scheiden von dem lieblichen Städtchen fallen; doch schon streben wir Florenz zu, wo Mittelalter, Renaissance und Moderne einen schönen Dreiklang bilden. Ein Gang durch die Altstadt an die Ufer der Arno mit dem malerischen Ponte Vecchio, ein kurzer Besuch dem herrlichen Dom und dem Baptisterium, und nordwärts geht's der lombardischen Metropole Mailand zu. Noch ein dankbares Wallen zur Grabesstätte des hl. Karl im mystischen Dom, jenem heiligen Eiferer für die Sache Gottes, dem wir Schweizerkatholiken es danken, daß wir noch eins sind im Glauben mit dem Statthalter Christi in Rom, eins mit den Geistesheroen, welche aus dem Schoße der hl. Kirche hervorgegangen sind und zu deren Ehren die größten Künstler aller Zeiten jene unvergänglichen Werke schufen, deren gerade Italien eine so überwältigende Fülle aufweist. Unmöglich ist's, in so gedrängten Zügen ein Bild davon zu geben, was unsere Italienfahrt im Frühjahr 1927 den Teilnehmerinnen an edelsten Genüssen alles bietet. — Man wende sich gefl. an die Redaktion der „Lehrerin", welche ausführliche Programme und jegliche Auskunft gütigst vermittelt.